

Kaukasische Post

34136320
208-000433

Ercheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop. auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop., vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die dreigespaltene Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion.

- Von Bezugsgeldern außerdem:
1. Bobylew, Lampenhandlung am Alexander-garten.
 2. Auffermann, Niederlage, Sandstraße.
 3. Im Deutschen Verein.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prossp.

N^o 12 Haus Mdivani im Hofe.

Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern und Anzeigen:

Wladikawka, bei Frau Elisabeth Seidel, Apotheke-warenhandlung d. Herrn G. Seidel.
Batumi, bei Herrn Provisor Anthen, Apotheke Pietkiewitsch.

N^o 10.

Sonntag den 20. August (2. September) 1906.

1. Jahrgang.

Der Bezugspreis der „Kaukasischen Post“

beträgt in Tiflis

für 1 Monat R. — K. 50.		für 6 Monate R. 2 K. 50.
„ 2 „ „ 1 „ —		„ 12 „ „ 5 „ —
„ 3 „ „ 1 „ 25.		

Vom 1. August bis zum 31. Dezember R. 2 K. 10.
Auswärtige zahlen außerdem für jedes Vierteljahr 25 Kopfen Postporto.



Handelshaus Alexander Rapoport

(von der Regierung konzessioniertes Schiffskontor).

Odessa, Zekaterinenstraße Nr. 85, Telefon 2018, Postfach 1212.

General-agentur der **Finnländischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft** Grundkapital 5,000,000 R.

für ganz Rußland, befördert alle Passagiere

nach **Amerika, Afrika und Australien**

schnellstens, bestens u. billigstens auf weltberühmten Schnelldampfern.

Die Passagiere werden bis zum Hafenplage mit III Klasse befördert, auch gibt es bei uns nicht das gefürchtete Bad und die Sachen werden nicht gedämpft.

Filiale: Halbstadt (Gouv. Taurien) Bevollmächtigter Heinrich Schröder. (3—3)

Otto Heine

Zahnärztl. Atelier für künstliche Zähne. Plombieren und Behandlung sämtlicher Zahnkrankheiten.

Ede Kirotshnaja und Welikotnjashestaja. (10—8)

Dr. K. Schachmuradoff.

NERVENARZT (ELECTROTHERAPIE, MASSAGE)

Sprechst. Vorm. 11—12. Nachm. 5—6.

Olginskaia N^o 11. Telefon 1052. (10—9)

S. Hermann

Gravieranstalt

und

Kautschuk-Stampel-Fabrik

Dworzowaja Strasse N^o 2

Billige Preise. Beste Ausführung.

10—10

Politische Rundschau.

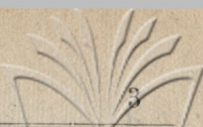
Inland.

Unsere Beziehungen zum Auslande lassen mancherlei zu wünschen übrig. Die russische halbamtliche Mitteilung in der „Politischen Korrespondenz“, von der in der vorigen Rundschau bereits die Rede war, betreffend die Beurteilung der inner-russischen Verhältnisse, hat die der französischen Regierung nahe-stehenden Blätter, wie den „Temps“, das „Journal des De-bats“ und andere, dazu veranlaßt, die Petersburger Mahnung nicht nur als „unverdient und ungerecht“ zu bezeichnen, sondern

dieselbe auch zum Ausgangspunkt einer erneuten denkbar schärfsten Kritik der Handlungsweise der russischen Regierung zu machen. Der „Temps“ bezichtigt letztere unter anderem sogar dessen, daß ihre amtlichen Berichte die Dinge in Rußland falsch darstellten; die angeblich eingetretene „Beruhigung“ sei erfunden, die Gärung habe das ganze Land erfaßt.—Ein Drahtbericht der „Magdeburger Zeitung“ aus Paris besagt, daß man hier immer mehr besorgt werde wegen der künftigen russischen Zinszahlung.—Die **Londoner** Presse veröffentlicht den Wortlaut der englischen Sympathieadresse an die aufgelöste Reichsduma. In derselben heißt es, die englische Gesellschaft habe mit großer Aufmerksamkeit, vollem Interesse und unter heißen Hoffnungswünschen die Tagungen der Reichsduma und den Kampf verfolgt, der auf ihr Los gefallen gewesen. Sie habe sich in Hochachtung beugen müssen vor dem Genie des russischen Volkes und dem Heldennut, mit welchem dasselbe Opfer bringe zum Wohle der Freiheit; die Qualen, welche es ausstehe, bedrückten das Herz jedes edel denkenden Menschen. Und unter Hinweis auf die Geschichte des eignen Landes, die Lehre, daß eine konstitutionelle Regierung und die Freiheit der Person das einzige Fundament bilden, auf welchem eine Nation ihr Wohlergehen und ihren Fortschritt begründen kann, spricht die Rundgebung die Hoffnung aus, daß der volle Triumph der Freiheit in Rußland bald eintreten werde.—Die Erkrankung des **türkischen** Sultans, der gegenwärtig bereits 64 Jahre alt ist, hatte große Aufregung in die Petersburger diplomatischen Kreise gebracht und das um so mehr, als verlautete, Deutschland und England stünden bezüglich der Lage auf der Balkanhalbinsel in Unterhandlung, deren Resultat für Rußland von nachteiligen Folgen begleitet sein könnte. Da hätte nun unsere Diplomatie allerdings genügenden Grund, eine lebhaftere Tätigkeit zu entwickeln, um etwaigen Gefahren vorzubeugen.

Zur **inneren** Lage wäre vor allen Dingen die Tatsache festzustellen, daß das **Ansehen des Kabinetts Stolypin** durch die Veröffentlichung der Briefe des Grafen Heyden, Schipow's und Zwows nicht nur im Auslande, sondern auch im Inlande stark gelitten hat. Wenn so gemäßigte Vertreter der öffentlichen Meinung die Regierung reaktionärer Handlungsweise beschuldigen, dann muß es allerdings böse mit deren Reformprogramm aussehen. Die neuen Minister können in dieser Hinsicht auch nur wenig zur allgemeinen Aufmunterung beitragen. Über den Fürsten Wassiltschikow haben wir schon in der vorigen Nummer geurteilt; er gilt in Agrarfragen als wenig maßgebend (Landwirtschaftsminister!). Der neue Handelsminister Filossow, unter Witte Reichskontrolleur, ist ein politisch farbloser, arbeitsamer Beamter, weiter nichts. Der neue Oberprokureur des Hlg. Synods Iswolski, ein Bruder des jetzigen Ministers des Auswärtigen, hatte bereits viele Feinde, als er noch Kurator des Petersburger Lehrbezirks war. Seine Ernennung bedeutet einen weiteren Rückgang des liberalen Gedankens im Ministerium Stolypin. Die „Wossische Zeitung“ bemerkt hierzu: „Es ist bezeichnend, daß alle drei neuen Minister Ämter übernahmen, die ihrem bisherigen Wirkungskreis gänzlich fremd sind. Selbst die konservativen Reichsratsmitglieder nennen sie Verlegenheitsminister“. — Dessenungeachtet gilt **Fürst Wassiltschikow** als der „**kommende Mann**“, soweit die Residenzpresse zu berichten weiß; die Hofkreise haben seine Kandidatur aufgestellt; als Premierminister wird er ihnen gewiß genehmer sein, als Stolypin oder

gar Witte, falls dieser tatsächlich, wie verlautet, **in Rußland** heimkehren sollte. Die Einsetzung einer **Militärdiktatur** wird durch die halbamtliche Petersburger Telegraphen-Agentur widerrufen. Dagegen bleibt die auswärtige Presse dabei, daß über kurz oder lang die Diktatur doch werde eingeführt werden.—Einstweilen wird die **Revolution im Lande** bekämpft. Die „Mosk. Wedomosti“ spenden Stolypin deswegen den lebhaftesten Beifall. Nach dem Tode Plehwe's sei Stolypin der erste Ministerpräsident, der in Rußland die starke und feste Regierungsgewalt zu schaffen wünsche, ohne die Rußland nicht existieren könne und welche die monarchischen Parteien in den letzten 2 Jahren laut, aber vergeblich, gefordert hätten.—Wie der „Herold“ berichtet, wurden über 2000 Sozialrevolutionäre in der letzten Zeit in verschiedenen Städten Rußlands, massenhaft im Süden, verhaftet.—Am 26. Juli gingen vier Waggons mit über 200 Verhafteten unter strenger und zahlreicher Bewachung ab; selbst die Familienangehörigen wurden zu den Waggons nicht zugelassen.—Die „Mosk. Zeit.“ schreibt hierzu: „Die Verhaftungen hatten ihren Ausgangspunkt in Moskau, wo es der Polizei gelungen war, viele Dokumente und Namensverzeichnisse zu konfiszieren. Auch in Petersburg ist man, wie verlautet, einer Zentrale der Organisation auf die Spur gekommen“.—Die „Balt. Post“ bemerkt: „Es heißt, viele Anführer der revolutionären Bewegung seien bereits festgenommen, da sie den lokalen Schutzorganen seit lange bekannt waren und gegenwärtig die Verfüngung ihrer Verhaftung vollzogen wurde.“—Die Verfolgung gegen diejenigen Abgeordneten der ehemaligen Reichsduma, welche das Wiborger Manifest unterzeichnet haben, wird nun doch stattfinden, wie eine amtliche Mitteilung des Procureurs des Petersburger Gerichtshofes besagt. Damit zugleich wäre eine Wiederwahl derselben in die neue Duma ausgeschlossen, wenn die Wahlen wirklich noch in diesem Jahre stattfinden sollten. Dieser Umstand mag mithin wesentlich dazu beigetragen haben, daß das langandauernde Schwanken der Procuratur sich in dieser Richtung aufgelöst hat.—Das Kriegs-Feldgericht in Kronstadt hat, wie die „Birsh. Wed.“ berichten, außer den bereits hingerichteten 7 Matrosen, noch 170 Mann zur Hinrichtung verurteilt. Ob das Todesurteil bereits vollzogen ist, läßt sich schwer beurteilen, da der Aufenthaltsort der Arretierten streng geheim gehalten wird. Diejenigen Matrosen, deren Anteil an der Meuterei ein weniger wesentlicher ist und die nicht als Häufelsführer gelten, sind entwaffnet worden und in den Kasernen interniert, wo sie von Infanterie bewacht werden.—Zur Meuterei in Kronstadt entnehmen wir der „Odesser Zeitung“ noch folgendes: Die Voruntersuchung über die letzten Unruhen in Kronstadt, die vom Militär-Untersuchungsrichter Golubew geführt wird, nähert sich ihrem Ende. Angeklagt sind 2000 Personen. Das zeitweilige Gericht wird in Kronstadt unter dem Vorsitz des Generalmajors Tomaschewitsch tagen. Zur Verteidigung werden vereid. Rechtsanwälte zugelassen werden. Die Angeklagten sind Soldaten der Infanterie und Matrosen.—**Der Kriegszustand** ist gegenwärtig über 40 Gouvernements und Gebiete verhängt, der verstärkte Schutz—in 15, der außerordentliche Schutz—in 27. Von 87 Gouvernements und Gebieten befinden sich 82 im Ausnahmezustand.—**Admiral Strydow in Ungnade?** Wie die „Birsh. Wed.“ aus autoritativer Quelle erfahren, haben die ersten Schritte und Maßnahmen Admirals Strydow in Esewastopol in den höchsten Sphären große Verstimmung hervorgeru-



fen. Der Admiral wird wahrscheinlich entgegen allem Gebrauch in der allernächsten Zeit abberufen werden. — Die Regierung stellt eingehende Ermittlungen über das **Stärkverhältnis der Parteien** an. Wie der „Perelom“ meldet, wird das Ergebnis dieser Ermittlungen von Einfluß auf die für den Wahlkampf von seiten der Regierung zu treffenden Maßnahmen sein. Es soll ein spezielles Bureau geplant sein, welches die Parteien der Rechten im Wahlkampf unterstützen und zusammenschließen wird. — Es wird eine **Partei der gemäßigten Fortschrittler** gebildet, die sich von der Partei der friedlichen Erneuerung dadurch unterscheidet, daß sie eine Selbstverwaltung der russischen Grenzmarken nicht zuläßt. Zu dieser soll ein großer Teil der russischen Würdenträger und der sogenannten „vornehmen“ Gesellschaft gehören. — Wie die Petersburger Telegraphen-Agentur mitteilt, hat die Programmkommission des **Verbandes vom 17. Oktober** ein neues Programm des Verbandes über alle Fragen des Staats und öffentlichen Lebens ausgearbeitet. Die Kommission sprach sich für die Gewährung des Rechtes an die einzelnen Nationalitäten aus, ihre Kulturbedürfnisse, — soweit sie mit der Idee der Staatseinheit und den Interessen anderer Nationalitäten nicht kollidieren, — zu befriedigen. Ferner befürwortet die Kommission eine weitangelegte örtliche Selbstverwaltung auf den Grundlagen einer kleinen landschaftlichen Einheit und eine große Selbständigkeit in Schulfragen. In Bezug auf die Reichsverfassung sind 3 Projekte in Aussicht genommen, unter anderem erkennt Schip. w den Reichsrat nur als beratendes Organ beim Monarchen an. Die Kommission spricht sich für direkte Reichsdumawahlen in den Städten und für zweistufige Wahlen in den Dörfern aus. Der Reichsduma steht, laut dem Projekt der Kommission, das Recht der gesetzgeberischen Initiative zu, sowie auch die Prüfung internationaler Verträge und der Fragen betreffend die Verantwortlichkeit der Minister, die Anleihen, Steuern und Konzessionen. Die Kommission befürwortet die Gleichstellung der Bauern mit den anderen Ständen. In der Agrarfrage proponiert die Kommission eine weitgehende Tätigkeit der Landorganisationskommissionen und Befriedigung der Landnot auf Kosten der Kron-, Apanagen- und Kabinettländereien und die Teilnahme der Krone an der Förderung der Volksbildung durch Assignierung nicht wiederzuerstattender Summen. In der Volksbildung wird das Prinzip des allgemeinen kostenlosen, obligatorischen Unterrichts in erste Linie gestellt. In der Arbeiterfrage wird der Arbeiterschutz und die Streik- und Versammlungsfreiheit befürwortet. — Der **Ministerrat** hat in der Sitzung vom 25. Juli beschlossen, die Allerhöchste Genehmigung zur Bewilligung von weiteren 55 Millionen Rubel als Ergänzungskredit zu den am 3. Juli d. J. bewilligten 17 Millionen für die Verpflegung der Bevölkerung in den von der Mißernte betroffenen Gouvernements nachzusuchen. Gleichzeitig wurde beschlossen, zur Unterstützung der notleidenden Bevölkerung im Kasan'schen Bezirk eine Reihe von Arbeiten in Angriff zu nehmen, die für die Aufbesserung der Schiffsverkehrsverhältnisse auf der Wolga notwendig sind. Die Kosten für diese Arbeiten sind für dieses Jahr auf 1 Million Rbl. veranschlagt, welche Summe der Ministerrat aus den Ersparnissen des Budgets des Verkehrsministeriums zu decken für möglich befand. — Zur **Agrarreform** meldet die „Pet. Tel. Ag.“, daß laut Rundschreiben des Ministeriums des Innern und der Hauptverwaltung für Landwirtschaft zu den Pflichten der **Landorganisationskommissionen** ge-

hören: Vermittelung zwischen den Verkäufern des Privatlandes und den Bauern, Erleichterung der Verhandlungen mit der Banernagrarbank, Unterstützung der Übersiedelung, Teilnahme an der Verpachtung der staatlichen Bauerngrundstücke und Herstellung friedlicher nachbarlicher Beziehungen. In der Folge wird es auch möglich werden die unbequemen Streuländereien, den Gemeindebesitz und die Servitute zu beseitigen. Zwecks Beseitigung der langgestreckten Bauernlandstücke, der weiten Entfernung der Felder vom Wohnort der Bauern, der zu kleinen Parzellen und Streuländereien, der Servitutmißverhältnisse, wird die Streulegung großer Dörfer, die Umteilung der Streuländereien, die Aufteilung des gemeinschaftlichen Grundbesitzes empfohlen. Allen Maßnahmen hat das Prinzip der freien Übereinkunft zu Grunde zu liegen. Als Mittel zur Herstellung einer friedlichen Übereinkunft sollen technische Kräfte und nötigenfalls Geldunterstützungen zur Disposition gestellt werden. Im laufenden Jahre sollen diese Kommissionen nicht allerorten eröffnet werden. Den Gouverneuren wird es anheingestellt um Eröffnung von Kommissionen, wo sie noch nicht in Tätigkeit sind, nachzusuchen. Kreiscommissionen sind in 33 Gouvernements eröffnet; im ganzen funktionieren 184 Kommissionen. Die Jahresausgabe für eine Kommission beträgt 47,000 Rubel. Für jedes Gouvernement werden 6 Landmesser in Aussicht genommen. Zur Zeit ist ein Kredit für Anstellung von 180 Landmessern angewiesen worden. Im laufenden Jahre wird die Eröffnung von Gouvernements-Landorganisationskommissionen nicht beabsichtigt. Alle Angelegenheiten werden in den Kreiscommissionen erledigt werden. Zur Unterstützung der Landorganisation sind 800,000 Rubel angewiesen worden, die hauptsächlich zur Streulegung der Gehöfte und Dörfer, Herrichtung von Brunnen und Meliorations-Arbeiten aufgewendet werden sollen. Die bäuerlichen Vertreter sind in 66 Kreisen gewählt worden; in anderen lehnten die Bauern die Wahl ab, oder die Wahl steht noch bevor. — Die „Now. Wrem.“ ist in der Lage aus zuverlässiger Quelle zu melden, daß das **Budget für das Jahr 1907** der Reichsduma sofort nach deren Eröffnung im Februar 1907 vorgelegt und dann in den Reichsrat eingebracht werden wird. Den einzelnen Ressorts werden auf Grund des Beschlusses des Ministerrats nur Kredite für die Monate Januar und Februar des nächsten Jahres bewilligt werden. — Der Unterrichtsminister hat in der Frage der **Eröffnung neuer Schulen**, wie die „Pet. Gaz.“ meldet, die Entscheidung getroffen, daß mit Beginn des neuen Schuljahrs alle Personen, die den erforderlichen Bildungszensus haben, Schulen auf dem Wege der Anmeldung, und nicht wie bisher auf dem Wege der Genehmigung eröffnen dürfen. Für Personen nicht-christlichen Glaubensbekenntnisses soll dieses Recht nur dadurch beschränkt sein, daß eine Person christlichen Glaubens die verantwortliche Leitung der Schule hat. Die Eröffnung von Schulen im Meldewege ist zunächst auf das Europäische Rußland beschränkt. — Wie wir den baltischen Blättern entnehmen, hatte der Verwaltungsrat des „Deutschen Vereins“ in Livland um die Genehmigung zur Eröffnung von vier **Schulen mit deutscher Unterrichtsprache** nachgesucht, nämlich zweier Elementarschulen und einer fünfklassigen Knaben-Mittelschule mit klassischem und realem Lehrprogramm für **Riga** und einer ebensolchen Mittelschule für **Werro**. Am 28. Juli ist die Genehmigung erfolgt. Eine Reihe bestrenommierter Lehrkräfte ist für die Schulen des Vereins bereits gewonnen worden. Die Blätter knüpfen hieran

folgende Betrachtung: „Somit reift das Werk, nach dem unsere deutsche Bevölkerung sich seit Jahrzehnten in ihren besten und dringendsten Wünschen gesehnt hat, die Begründung zahlreicher deutscher Schulen, einer befriedigenden Vollandung entgegen. Nun gilt es zu beweisen, daß diese Wünsche einem wirklichen, einem dringlichen Bedürfnis entsprungen sind.“—Den baltischen Blättern entnehmen wir ferner, daß seit dem Erlaß des Allerhöchsten Manifests vom 17. April 1905 bisher in den drei Ostseegouvernements **vom orthodoxen Glauben zum Luthertum** zirka 4000 Personen beiderlei Geschlechts **übergetreten** sind. — Die „Tägliche Rundschau“ berichtet aus **Lodz** (Polen) über den **mangelhaften Schutz, den deutsche Reichsangehörige** dort genießen aus dem Grunde, weil in Lodz, wo sich nahezu 20000 Deutsche aufhalten, kein Deutsches Konsulat besteht. Dieselben ersuchten das Auswärtige Amt in Berlin um Einrichtung einer konsularischen Vertretung, wenn auch nur für die Zeit der gegenwärtigen Unruhen, wurden aber abschlägig beschieden, mit dem Hinweis auf die von Petersburg angeblich angeregten Maßnahmen zum Schutz der deutschen Reichsangehörigen. Letztere erweisen sich aber als ungenügend und in anbetracht dessen ist das Gesuch erneuert worden.

Odessa. Die südrussische **Deutsche Gruppe**. — In der letzten Generalversammlung der südrussischen Deutschen Gruppe waren die Statuten für einen zu gründenden „Südrussischen Deutschen Verband“ ausgearbeitet worden. Dabei war die Gründung zahlreicher Einzelgruppen in den verschiedenen Teilen des Reichs vorgesehen, die unter Wahrung ihrer Selbständigkeit, eben den Verband bilden sollten. Es hat sich nun erwiesen, daß die Bestätigung eines solchen Verbandes noch nicht bestehender Einzelvereine den Gesetzen widerspricht: einen Verband können nur schon bestehende Vereine bilden. Zur Verwirklichung des Zieles, einen „Südrussischen Verband“ ins Leben zu rufen, ist es also durchaus notwendig, daß sich mindestens 2 Einzelvereine in verschiedenen Orten Südrusslands bilden, die dann, sobald sie bestätigt worden sind, sich zu einem Verbands zusammenschließen können, dem dann neuhinzukommende Einzelvereine beitreten können. Die Aufgabe einer demnächst einzuberufenden Generalversammlung der südrussischen Deutschen Gruppe wird es nun sein mit den bestehenden Verhältnissen rechnend, die veränderten Statuten eines in Odessa tätigen Einzelvereins auszuarbeiten. (Odess. Ztg.)

— **Zur Frage über die Vorlesungen in estnischer und lettischer Sprache in der theologischen Fakultät der Universität Dorpat** war bekanntlich von einigen Blättern gemeldet worden, daß vom Unterrichtsministerium die Genehmigung erfolgt sei, von diesem Jahre ab derartige Vorlesungen einzuführen. Diese Meldung ist, wie der „Praw, Westn.“ mitteilt, nicht vollkommen wahrheitsgemäß, da, obgleich die erwähnte Frage vom Unterrichtsministerium angeregt, noch nicht endgültig entschieden worden und gegenwärtig dem Ministerium des Innern und dem evangelisch-lutherischen Konsistorium zur Begutachtung übergeben ist.

— Das **Departement für ausländische Konfessionen** soll demnächst dem Oberprokureur des Synods unterstellt werden. Es würde somit als Departement des Ministeriums des Innern zu bestehen aufhören, wenn diese Meldung des „Perelom“ richtig ist.

— **Zu den Vorgängen in Polen.** — Warschau, Plozk, Radom und Lodz sind mit einem male anscheinend zu

Herden der anarchistischen Tätigkeit geworden. Es muß diese Behauptung, die allerdings selbst polnische Blätter aufstellen, mit Vorsicht aufgenommen werden, denn amtlich ist über die Ereignisse des 2. August und der nächstfolgenden Tage bis zu dem Augenblick, wo diese Rundschau geschrieben wird, nichts bekannt gegeben worden. Wir wissen nur, was unsere Telegraphenagenturen melden, daß nämlich in Warschau im Laufe des zweiten und dritten August insgesamt 24 Polizeibeamte und 4 Soldaten getötet und 12 Polizisten und Soldaten verwundet worden sind. Privatpersonen wurden getötet: 15, verwundet zirka 150. Am 6. August wurden 6 Bomben geworfen, durch die augenscheinlich die Tötung des Generalgouverneurs Skalon bezweckt worden war. Letzterer blieb unverfehrt; dagegen wurden die ihn begleitenden Kosaken verwundet, desgleichen ein Polizist und ein Mädchen. In der Zwischenzeit wurden zahlreiche Hausdurchsuchungen vorgenommen, wobei es nicht immer ohne Gewaltakte seitens der mit denselben Beauftragten abgegangen sein soll. Die Patrouillen auf den Straßen sollen angeblich an den auf den verhängnisvollen 2. August folgenden Tagen jeden niedergeschossen haben, der ihnen begegnete und von dem sie voraussetzen zu müssen glaubten, daß er zu den Revolutionären gehöre! Kirchenprozessionen, provokatorisches Bombenwerfen oder Schießen aus Revolvern, flüchtende Menschenmassen, Militärpatrouillen, die nach rechts und links feuern, — immer das nämliche Bild! Am meisten zu bedauern sind dabei immer die zufälligen Passanten, die von den beiden einander bekämpfenden Gruppen — „Revolutionären“ und Polizisten und Militär — in die Mitte genommen und einfach wie Sperlinge abgeschossen werden. — Aus **Plozk** wurde vom 3. August gedruckt: Auf ein Signal hin wurden die Landgendarmen auf allen Posten zum teil verwundet, zum teil verprügelt. — **Radom**, 3. August. In ein Polizeihaus wurde eine Bombe geworfen. Die Polizeiräume haben nur wenig gelitten, während eine Privatwohnung zerstört und darin ein Kind getötet und mehrere Kinder verwundet wurden. Die Verbrecher entkamen. — **Lodz**, 3. August. Ins Gebäude des 3. Polizeibezirks wurden drei Bomben geschleudert, wodurch das Haus zur Hälfte zerstört wurde. Fünf Soldaten von der Wache wurden schwer, drei Polizisten, ein Soldat und die Frau des Pristaws leicht verwundet. Auf der Straße wurden ein Kosak und 1 Soldat von einer Bombe getötet und 1 Gorodowoi, 1 Soldat und 1 Kosak verwundet. Auf der Sawodskaja wurden zwei Personen von einer Kosaken-Patrouille getötet. — Die Zeitung „Strana“ weiß im Anschluß hieran zu berichten, daß in Polen der Kriegszustand durch den **Belagerungszustand** verschärft werden soll. Der General-Gouverneur Skalon bleibt: er fährt fort, die denkbar schärfsten Maßregeln zu ergreifen. Ob dieselben geeignet sein dürften, den Brand zu löschen, bleibt dahingestellt. Eine Verwechslung von Ursache und Wirkung scheint alle wohlgemeinten Absichten von vornherein unwirksam zu machen. — Am 14. d. M. ist in Warschau der unlängst zum General-Gouverneur von Warschau (Stadt und Kreis) zeitweilig ernannte General der Kavallerie Wonsjarlarski durch Revolverschüsse, die auf ihn auf offener Straße, während er in einem Mietwagen unter dem aufgeschlagenen Verdeck (es regnete gerade) saß, abgegeben wurden, ermordet worden. Der Fuhrmann brachte den Leichnam des Generals in das nächstgelegene Krankenhaus. Der Mörder entkam. Der Fuhrmann ist in Haft genommen worden. — **Zum Attentat auf den Ministerpräsidenten Stolypin.** Die Pet. Tel.



Agentur brachte am 14. d. M. die Nachricht von einem neuen anarchistischen Versuch, den weitgehendsten Terror im Lande hervorzurufen, der auch in den Herzen der kräftigsten Anhänger der linksstehenden Parteien um der vielen Opfer willen, die hierbei zu beklagen sind, ein Gefühl der Trauer oder wenigstens des Mitleids wecken dürfte. 30 Tote und gegen 20 Verwundete! Es handelt sich um ein Bombenattentat auf der Datsche (Landhaus) des Ministerpräsidenten Stolypin — auf der Apothekerinsel bei St. Petersburg, während der offizielle Empfang von Amtspersonen und Bittstellern stattfand. Zu Beginn der vierten Nachmittagstunde fuhr ein offener Wagen, in welchem 4 Personen, zum Teil in militärischer Kleidung, saßen, vor. Die Insassen sprangen hastig heraus und verlangten, daß sie gleichfalls dem Minister gemeldet würden, ungeachtet dessen, daß die Liste der Zu-Empfangenden schon abgeschlossen war. Es kam zu einem Wortwechsel, während dessen einer der Ankömmlinge eine große Mappe, die er in Händen hielt, gegen die Tür des Kabinetts, in welchem der Minister die Audienzen gewährte, mit aller Gewalt schleuderte. Es gab eine so heftige Explosion, daß die Fassade des Hauses, die Lagen in dem Vorzimmer und in den an das selbe grenzenden Räumen und die Diele in ersterem einstürzten. Der Balkon des Hauses wurde abgerissen; die Kinder des Ministers, die sich gerade auf demselben befanden, wurden so stark verletzt, daß sie sofort ins Krankenhaus befördert werden mußten (ein Knabe und ein 15 jähriges Mädchen). Einem General Samjatin wurde der Kopf vom Rumpfe getrennt, von einem der Attentäter sind bloß die Beine, die in Reitstiefeln stecken, erhalten. Der Minister selbst blieb unverfehrt. Am Tatorte traf sehr bald die Prokuratur ein, um unmittelbar die Untersuchung vorzunehmen, — und die Feuerwehr, um die Bergungsarbeiten zu besorgen. Von der Verwüstung, die durch das Attentat angerichtet worden ist, kann man sich annähernd eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, was der Drahtbericht übermittelt, daß nämlich Körperreste auf den Bäumen im Umkreise des Landhauses Stolypins, sogar am Quai (Anlegeplatz für Schiffe) gefunden worden sind. Von Attentätern sind drei umgekommen, der vierte befindet sich, stark verletzt, im Peter-Pauls Hospital, wohin sämtliche Verwundete transportiert worden sind. Das Krankenhaus wird militärisch bewacht; niemand, auch nicht die Angehörigen der Verwundeten, werden in dasselbe hineingelassen. Zur **Ermordung des Kommandeurs des Sjemenuw'schen Regiments Generals Min.** Gleichzeitig mit der Mitteilung über das Attentat auf Stolypin kommt die Nachricht über die in Neu-Peterhof auf dem Bahnsteige erfolgte Ermordung des Generals Min. Während er mit seiner Familie (Frau und Tochter) auf einer Bank saß, näherte sich ihm von hinten die angebliche Bäuerin Sophie Larionow und feuerte 5 Schüsse auf ihn ab (es war gegen 9 Uhr abends), durch die Min sofort getötet wurde. Die Frau des Ermordeten ergriff die Mörderin und indem sie sich fest an sie klammerte, verhinderte sie dieselbe am Entfliehen. Als das Publikum an der Larionow Lynchjustiz üben wollte, bat sie solches nicht zu tun, indem sie auf die Gefahr hinwies, die ihm selber drohe, wenn es seine Absicht auszuführen gedächte, da sie eine Bombe in der Tasche habe, die plagen könnte. Letztere fand man dann auch bei ihr; die Polizisten bemächtigten sich ihrer mit größter Behutsamkeit. Die Larionow verspricht, ein offenes Geständnis abzulegen, wenn man ihr nur wenigstens

ein paar Tage Ruhe gewähren wollte. Sie wurde in **Sankt-Petersburg** ins Gefängnis abgeführt. Das Sjemenuw'sche Regiment hatte sich in den Dezembertagen des vorigen Jahres in Moskau durch sein rücksichtsloses Vorgehen gegen die Barrikadenkämpfer ausgezeichnet, wofür ein großer Teil der Gesellschaft ihm gram war, während dem Regiment an höchster Stelle außerordentliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. — Zur Überführung der Leiche Min's nach Petersburg waren unter andern auch Ihre Majestäten, der Kaiser und die beiden Kaiserinnen, erschienen. Während der bevorstehenden Beerdigung in Petersburg erwartet man weitere Angriffe seitens der Anarchisten. Diesbezügliche Drohbriefe hat das Regiment jedenfalls erhalten; es heißt in denselben, man werde zu Massenmorden greifen, um zu weitgehenden Ehrungen für den Toten vorzubeugen.

Ausland.

Der Besuch des Königs von England in Friedrichshof hat vielen Politikern Veranlassung gegeben, ihre Erwägungen bezüglich der politischen Bedeutung desselben zu äußern. Im ganzen ist man der Ansicht, daß der Besuch keinen direkten Einfluß auf den Gang der äußeren Politik sowohl Englands wie Deutschlands haben wird, daß er aber immerhin ein wichtiger Umstand in der Regelung der deutsch-englischen Beziehungen ist. Es bezeichnet auch einen Fortschritt, daß man überall anerkennt, daß die persönlichen Beziehungen der Monarchen heut zutage schon nicht mehr für die internationalen Verhältnisse so maßgebend sind, wie sie es noch vor wenigen Jahrzehnten waren. Daher ist es selbstverständlich, daß das Interesse für Besuche in der Art des Friedrichshofers sich gegen früher vermindert hat. Trotzdem wollen wir es uns nicht versagen, unsern Lesern in Kürze zwei Meinungsäußerungen bekannter englischer Politiker, und zwar eines liberalen und eines konservativen, hier mitzuteilen. Das liberale Parlamentsmitglied, ehemaliger Militärattache in Petersburg, Oberst Herbert hält die Mitteilung der „Morning Post“, daß die Begegnung zwischen den beiden Monarchen den Ausgangspunkt einer neuen europäischen Orientierung bilden werde und daß ihr nun Zusammenkünfte der Dreibundherrscher folgen sollen, für vollständig grundlos. „Was hat,“ äußert er sich, „die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard mit dem Dreibund zu schaffen? England ist und bleibt außerhalb des Dreibundes. Die internationale Stellung Englands ist heute die nachfolgende: England steht in guten Beziehungen zu Frankreich und diese Entente hat sicherlich die größte Wichtigkeit für den Weltfrieden. England wird auch gern mit der Zeit eine Entente mit Rußland abschließen, vorausgesetzt, daß sich dort eine neue Ordnung, ein wahrhaft verfassungsmäßiger Zustand konsolidiert. In England besteht die größte Sympathie für eine Neuaufrichtung Rußlands auf liberaler, verfassungsmäßiger Grundlage. Eine Entente Englands mit Rußland muß den Sieg der Verfassung in Rußland zur Voraussetzung haben. Unser Führer und Premier Sir Henry Campbell-Bannerman hat ja, indem er sagte „die Duma ist tot — es lebe die Duma!“ deutlich genug das englische Gefühl verdolmetscht. Mit dem Dreibund als Kollektivum hat England so wenig zu schaffen wie mit dem Zweibund als Kollektivbegriff. Die Stellung jedoch zu den einzelnen Staaten ist so geartet: Mit Italien haben wir eine Entente, die intimer auszugestalten, sicherlich in den Absichten der beiden Regierungen in Rom

sowohl wie in London ist. Mit Oesterreich-Ungarn standen und stehen wir ausgezeichnet. Das Verhältnis zu Deutschland hat sich in letzter Zeit dank auch dem neuen liberalen Regime in England wesentlich gebessert, und es ist mit Zuversicht zu erwarten, daß die Beziehungen zwischen England und Deutschland von Tag zu Tag sich freundlicher gestalten werden.“

Noch eine Stimme eines konservativen englischen Politikers: „Die Entrevue von Friedrichshof ist kaum aus der Initiative des Königs Eduard hervorgegangen. Sie ist vielmehr ein gemeinsames Werk der deutschen Reichsregierung und des liberalen englischen Kabinetts, das sie dem König empfohlen hat. Der König hat seine Anwesenheit in Friedrichshof auf so wenige Stunden als möglich beschränkt. Der König hat sich fast Zwang auferlegen müssen, um nach Friedrichshof zu gehen. Er schwärmt nicht für seinen Neffen, den Kaiser. Er ist viel älter als dieser, **viel erfahrener als der Kaiser** und es kann ihm nicht genehm sein, daß der Kaiser ihn, Europa, die Welt Hofmeister. Der König liebt reserviertes Wesen und nicht hochtrabende Worte, wie sie der Kaiser stets im Munde führt. Aber der König ist ein weiser Friedensfürst, und um des guten Einvernehmens mit Deutschland willen hat er die Unbequemlichkeit auf sich geladen, den mehrstündigen Aufenthalt in Friedrichshof zu nehmen.... England und Deutschland können auch dann in gutem Einvernehmen bleiben, wenn sich ihre an Charakter, Neigungen und Auftreten so verschiedenen Herrscher nicht zu oft sehen.“

Beide Äußerungen sind für uns interessant; die erste als erfreuliches Anzeichen dafür, daß die Sympathien des liberalen England auf Seiten der russischen Fortschrittsparteien stehen, die zweite wegen der Beurteilung, welche die oft übel angebrachte Redseligkeit des deutschen Kaisers erfährt, die sogar schon in nationalliberalen Kreisen Deutschlands lebhaftes Mißfallen erregt hat, wie die Kritik der letzten, große Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse verrateuden Äußerung des Kaisers über die Presse bewiesen hat.

Es liegt übrigens für den unbeteiligten Zuschauer ein gutes Stück unfreiwilligen Humors darin, daß jetzt dieselbe Presse sich gegen den ungerechten Tadel des Kaisers verteidigen muß, welche in ihrer erniedrigenden Weise jedes, oft gewiß nicht für die Öffentlichkeit berechnete Wort des deutschen Kaisers in alle Welt zu posaunen sich bemühte, und die dadurch reichlich mitgeholfen hat, ein beständiges Mißtrauen gegen Deutschland im Auslande wach zu erhalten.—Daß die **Idee des Völkerfriedens**, wenn auch langsam, ständig fortschreitet, dafür konnten wir schon verschiedentlich Tatsachen anführen. Wir erinnern an die Besuche der deutschen Bürgermeister und der Journalisten in England, der englischen Stadtväter und der Ingenieure in Deutschland. Heute können wir über einen Besuch der Stadt Berlin seitens einer Gesellschaft französischer Ärzte berichten, der um so erfreulicher ist, als er einen neuen Beweis für das Schwinden des übertriebenen Nationalhasses liefert, welcher nach 1870 sich sowohl deutscher- wie französischerseits offenbarte. Es ist charakteristisch für den Geist der Reaktion, der in Preußen herrscht, daß der preussische Kultusminister, welcher gewiß der nächste dazu gewesen wäre, es ablehnte, an dem offiziellen Empfange der freudig begrüßten Gäste teilzunehmen. Da aber auch ohne diese Mitwirkung der Besuch für alle Beteiligten in äußerst zufriedenstellender Weise verlief, so mag man über die Donquichotterie des Herrn v. Studt mit Lachen hinweg gehen.

Ein erfreuliches Gegenstück zu dem Vorgehen des Kultusministers Dr. v. Studt gegen die Erhöhung der Lehrergehälter in größeren Gemeinden bildet die Regelung der Lehrerbefoldung **im Großherzogtum Baden**. Das neue Befoldungsgesetz setzt für die Volksschullehrer des Landes ein Gehalt von 1500 bis 2800 Mark fest, während bekanntlich das preussische Befoldungsgesetz nur Gehaltsbeträge von 900 bis 2080 Mark, also auf den unteren Stufen 600 Mark, auf den oberen Stufen 720 Mark weniger zusichert. Trotzdem hat die badische Regierung es nicht für nötig gehalten, den Städten die Erhöhung der Gehälter über die Gesetzesbeträge hinaus zu verbieten. Nach Annahme des Befoldungsgesetzes haben bereits die Städte Karlsruhe, Mannheim und Freiburg die Mindestgehälter der Lehrer auf 2400 Mark und die Höchstgehälter auf 4200 Mark mit Einschluß des Wohnungsgeldes festgesetzt, sind also sehr erheblich über die gesetzlichen Beträge hinausgegangen. Das bekannte Wort: „Preußen in Deutschland voran!“ wird durch diese Festsetzungen in vortrefflichster Weise illustriert.

In Frankreich gewinnt das Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat am 11. Dezember Geltung. Der Papst hat in einer Enzyklika „an die französischen Erzbischöfe“ seine Meinung und seinen Willen kundgetan. Pius X. verwirft die Kultusgenossenschaften, die nach Artikel 19 des Trennungsgesetzes zur Sicherung des Gottesdienstes gebildet werden sollen; er erklärt, daß diese Genossenschaften „absolut nicht gebildet werden können, ohne die geheiligten Rechte zu verletzen, die mit dem innersten Leben der Kirche verwachsen sind.“ Pius X. ist den extremen Elementen gefolgt.

Pius X. ist gewiß ein treu um seine Religion und seine Herde besorgter Kirchenfürst, aber er und seine Ratgeber beurteilen die französischen Verhältnisse mit einer weltfremdem Unerfahrenheit. Man scheint in Rom noch nicht genügend erkannt zu haben, daß die Jules Ferry'schen Schulgesetze in Frankreich allmählig ihre Wirkung tun, daß eine anders unterrichtete und anders geartete Generation das Wort führt, und daß gegen eine solche Entwicklung die alten Kirchenmittel nicht versagen. Alle Pfeile, die Pius X. geschleudert hat, sind bisher mit merkwürdiger Regelmäßigkeit auf die Kirche zurückgeprallt. Und es wäre nicht allzu wunderbar, wenn die Politik dieses Papstes schließlich noch anderes Unheil und vor allem eine Spaltung des katholischen Frankreichs heraufbeschwören sollte.

Sehr besorgniserregend gestalten sich die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Die schon mehrfach in unserem Blatte erwähnten Feindseligkeiten zwischen den Griechen und Bulgaren haben zu förmlichen Griechenhegen in Bulgarien Veranlassung gegeben. Am schlimmsten wurde das in Ostrumelien gelegene, von etwa 4000 Griechen und 1500 Bulgaren bewohnte, Küstenstädtchen Anchialos betroffen, welches von bulgarischen Banden geplündert und in Brand gesteckt wurde. Viele griechische Einwohner sind getötet oder mit ihren Häusern verbrannt worden. Die unerhörten **Vorgänge** haben einen geharnischten **Protest des griechischen Patriarchats und der Pforte** an die Mächte zur Folge gehabt. Das offiziöse Wiener Depeschensbureau berichtet aus Konstantinopel:

Das ökumenische Patriarchat überreichte den Botschaftern der Großmächte ein umfangreiches Memorandum über die anti-griechischen Ereignisse in Bulgarien, in welchem ausgeführt



wird, daß jene Ereignisse planmäßig vorbereitet worden seien. Bedauerlicherweise hätten die bulgarischen Behörden zu große Nachsicht an den Tag gelegt. Die bulgarischen Behörden hätten ihre elementarsten Pflichten verabsäumt.

Ebenso hat, wie bereits erwähnt, die Pforte über die Ereignisse in Anchialo an die türkischen Botschafter ein im strengsten Tone gehaltenes Rundschreiben zur Mitteilung an die Großmächte gerichtet. Die Pforte protestiert darin energisch gegen die barbarischen Akte der bulgarischen Banden und des Pöbels und erklärt, sie könne nicht mehr indifferent bleiben und solche Gewalttaten dulden.—Infolge der vom ökumenischen Patriarchat unternommenen Schritte hat, wie weiter berichtet wird, der türkische Minister des Inneren den Grenzbehörden befohlen, aus Bulgarien flüchtende Griechen aufzunehmen und ihnen zu Hilfe zu kommen.

Leider ist es eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß das griechische Patriarchat ebenso wie die bulgarische Geistlichkeit durch ihre Hegypolitik den Löwenanteil der Schuld an dem Unheil haben. Das Resultat: die Türkei muß als Beschützerin der Zivilisation auf den Plan treten! Nach allem gewinnt es den Anschein, als ob der Ausbruch eines Krieges auf der Balkanhalbinsel zu befürchten steht.

Die erste Sitzungsperiode des liberalen englischen Parlaments ist zu Ende. Es ist eine Unmasse von gesetzgeberischer Arbeit geleistet worden. Am ersten August hat der König zu 120 Gesetzen seine Zustimmung gegeben. Wie Deutschland, so leidet auch England an seinen Kolonialskandalen. Die Veruntrennungen im britischen Kolonialdienst scheinen tatsächlich ernsterer Natur zu sein, als man nach den jüngsten Aufwärmungen Londoner Blätter annahm. Zeit und Umstände haben den Gang der Untersuchung ungünstig beeinflusst; es sind seit dem Krieg viele Personalveränderungen und Sterbefälle von Personen eingetreten, die Auskunft hätten geben können, und die Zeugnisse wurden nicht freiwillig gegeben. Die Lieferanten hatten Zeit, die Spuren ihrer bedenklichen Handlungen zu verwischen, und die Beamten des Kriegsministeriums suchten die Nachforschungen zu erschweren. Es ergab sich auch, daß viele von den gesuchten Aktenstücken fehlten. Es läßt sich jetzt ermeszen, daß in 22 Monaten nach dem Friedensschluß auf den Lieferungsverträgen ein Betrag von 15 bis 25 Mill. M. vergeudet worden ist, abgesehen von den normalen Verlusten durch Abnutzung oder Verderben der Bekleidungsstücke und Waren, wofür auch 15 Mill. angenommen werden. Mit den Einzelheiten dieses Skandals wollen wir unsere Leser verschonen: sie werden schon gerade von dem deutschen Kolonialkrach genug haben.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

◆ Am 13. August wurde der Kreishauptmann von Terter (unweit von Schuscha) durch zwei Revolvergeschüsse getötet.

◆ Der Bau der an die persische Grenze (Dschulfa) führenden Eisenbahn geht seiner Vollendung entgegen. Nach Eröffnung derselben wird die große persische Handelsstadt Tabris in 2—3 Tagen von Tiflis aus zu erreichen sein.

◆ In Baku wurde am 15. August eine ^{Veranstaltung} mohammedanischer Lehrer eröffnet. Die Beratungen betreffen unter anderen folgende Fragen: Die Nationalisierung der Schulen und die Reorganisation der russisch-tatarischen Volksschulen.

◆ Der „Tschernomorski Listok“ bringt die Nachricht von einem zwischen den Bewohnern der bei Kutais gelegenen Dörfer Kioni und Sarati ausgebrochenen Kampfe. Gerüchtweise soll die Zahl der Toten und Verwundeten gegen 30 betragen.

◆ Der Chef der Kaukasischen Polizei, Gen.-Leut. Schirinkin, wird Tiflis in diesen Tagen verlassen. (Tifl. List).

◆ Behufs Organisierung einer bewaffneten Nachtwache in Tiflis wird in diesen Tagen eine Beratung der hiesigen Hausbesitzer, einiger Stadtverordneten und der Polizei-Präsidenten stattfinden.

◆ Den „Dzokoloffi“ wird aus Kutais mitgeteilt, daß am 13. d. M. auf dem Boulevard der Geistliche Topchadse unter dem Vorwande, er habe an die Passanten Proklamationen ausgeteilt, von der Polizei arretiert wurde.—Am selben Tage sollen in den dortigen amtlichen Druckereien „auf revolutionärem Wege“ Proklamationen in russischer und grusischer Sprache gedruckt worden sein.—Derselben Quelle zufolge verhandeln dort zur Zeit die Deputierten der gesamten Kntaiffen Geistlichkeit über ihr Verhalten gegenüber dem neuen Erarchen. Die Verhandlungen werden unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit geführt.

◆ In Matschchaani, Kreis Signach, ist der örtliche Geistliche ermordet worden.

◆ Aus Abelscheni, Kreis Gori, wird mitgeteilt, daß am 10. d. M. das Haus des dortigen Gutsbesizers Abel Kalatoschewili angezündet wurde und verbrannte. Die Brandstifter konnten nicht ermittelt werden.

◆ Die tatarische Zeitung „Irschad“ meldet aus Nadschitschewan im Gouv. Erivan: Die in den Dörfern Ssoffet, Merdoroffet und einigen andern Dörfern organisierten armenischen „Chumbe“ (bewaffnete Abteilungen) hatten dieser Tage auf der Ebene „Lewis“ ein Gefecht mit Tataren. Die Armeineir nahmen ihnen mehr als 200 Stück Großvieh als Beute ab. Über die Zahl der Toten und Verwundeten ist nichts bekannt.—Die Armenier von „Norscheen“ und „Chanligljar“ überfielen Nachts das Lager nomadisierender Tataren, verbrannten 4 Zelte und raubten 20 Pferde und gegen 40 Stück Großvieh. Dabei wurde eine Tatarin verwundet. Die Tataren sind sehr aufgebracht; 50 Bewaffnete verfolgen die armenischen Räuber.

Aus den Kolonien.

Helenendorf. Obwohl im Kaukasus jedes Jahr neue Herde der Reblaus entdeckt werden und somit der größte Feind des Weinstocks unsern Kolonien immer näher rückt, so verhalten sich dennoch viele Kolonisten dieser drohenden Gefahr gegenüber vollständig gleichgültig. Welche Verheerungen aber die *Phyloxera* in den Weingärten anzurichten vermag, zeigen uns die Erfahrungen, die in Deutschland, Frankreich und andern Weinländern gemacht worden sind.

Auf Grund dieser Erfahrungen ist auch festgestellt worden, daß wir uns nur durch Veredeln einheimischer, auf Unterlagen amerikanischer Reben, gegen die Reblaus schützen können. Alle anderen bis jetzt angewandten Mittel haben sich nicht bewährt.

Da aber verschiedene Sorten der amerikanischen Reben auch verschiedene Bodenbeschaffenheit beanspruchen, sollten sich unsere weinbautreibenden Kolonien entschließen Versuchsgärten anzulegen, um festzustellen, welche Arten derselben sich am besten für ihren Boden als Unterlagen eignen.

Der Vorteil einer solchen Anlage liegt auf der Hand und wird die Kosten vielfach aufwiegen, wenn der unerwünschte Gast „*Phyloxera*“ sich einfänden sollte.

Die Gemeinde, welche sich dazu entschließen wird, hat in diesem Falle die Möglichkeit billige, den Bodenverhältnissen entsprechende, amerikanische Unterlagen selbst zu pflanzen und versuchte Weingärten in kurzer Zeit wieder herzustellen, während im entgegengesetzten Falle viele Jahre vergehen, bis sie wieder Ernten erzielen können.

Durch mehrmals stattgefundenen außerordentlich starken Gewitter schwoll unsere unscheinbare Ganshinka einigemal zu einem gewaltigen Strome an und verursachte durch Überschwemmung der im Tale gelegenen Wein- und Gemüsegärten großen Schaden. Viele Desjätinen der Gärten wurden ganz fortgeschwemmt und zwei von der Gemeinde erbaute Brücken teilweise weggerissen der dadurch entstandene Schaden beläuft sich auf nicht weniger als 50,000 Rbl.

Durch die, bis jetzt vorherrschende nasse Witterung wird die Weinernte trotz mehrmaligem Schwefeln und Spritzen, in den Koloniegärten unter Mittel ausfallen. Die im Rayon von Elisabethpol gelegenen, Helenendorfern gehörenden Gärten, versprachen eine gute Ernte, wenn die seit einigen Tagen eingetretene warme Witterung anhält.

H.

Aus **Annenfeld** erhielten wir eine Berichtigung zur Darstellung des in № 8 unserer Zeitung erwähnten Vorfalles. Die jungen Leute, welche sich den bedauerlichen Verstoß gegen die gute Sitte zu Schulden kommen ließen, waren keine Annenfelder, sondern von auswärts Angereiste. Ferner müssen wir uns entschieden gegen die Auffassung verwahren, als ob die Handgreiflichkeiten, welche sich einige Personen den betreffenden jungen Leuten gegenüber erlaubten, von uns gutgeheißen würden. Wie tadelnswert auch das Verhalten der Letzteren war, so steht nach dem Gesetz weder einem Schulzen, noch einem Pristaw das Recht körperlicher Züchtigung zu. Diese ist und bleibt ein Willkürakt, wie er in einer deutschen Kolonie schon gar nicht vorkommen sollte, und für welchen der Täter zur Verantwortung gezogen werden kann. Es ist ein Unsinn, eine Roheit bestrafen zu wollen, indem man selbst eine neue Roheit begeht.

Persien und seine geplante Regierung

II.

In Persien herrscht Ruhe und das Volk wartet auf die Eröffnung des „Hauses der Gerechtigkeit.“ Dies wurde wenigstens aus Teheran gemeldet, aber es ist kaum zu erwarten, daß die persische Geistlichkeit, welche Jahrhunderte lang im ganzen Lande einen entscheidenden Einfluß behauptete, diesen so ohne weiteres preisgeben wird. Die Heranziehung von Vertretern aller Volksklassen zur gesetzgeberischen Tätigkeit stößt ja diesen Einfluß um und soll der weltlichen Behörde noch mehr Bedeutung einräumen als sie bisher besessen hat. Und bisher galten die geistlichen Behörden als die alleinigen Vertreter der Gerechtigkeit und in vielen schwierigen Angelegenheiten mußte die Regierung zu ihrer Entscheidung Zuflucht nehmen.

Um ihrer Reform den Sieg zu verschaffen, muß die persische Regierung vorerst die Macht der Geistlichkeit brechen, denn diese verkörpert in sich die eigentliche Reaktionspartei, die Partei, welche an der alten Ordnung hängt und die neue verabscheut.

So liegen die Dinge und wer von der nächsten Zukunft allzu viel erhofft wird sich bald getäuscht sehen.

Auch scheint das persische „Haus der Gerechtigkeit“ etwas anderes werden zu sollen als ein Abgeordnetenhaus nach europäischen Mustern. An eine Konstitution oder Verfassung denken höchstens die jungpersischen Fortschrittmänner, aber keineswegs die Regierung, die nur einen „Beirat“ im Sinne hat. Der höfliche und redegewandte Perser ist ein guter Diplomat und die persischen Staatsmänner sind es auch und wenn sie den Untertanen des Schahs schöne und süße Worte sagen, so bedeutet das noch nicht die baldige Erfüllung ihrer Wünsche. Versprechen und Geben liegen im Morgenlande sehr weit von einander und wir glauben nicht, daß diese Entfernung in wenigen Wochen so sehr zusammen geschrumpft wäre.

Überdies arbeitet die persische Geistlichkeit schon im stillen um ihr „göttliches“ Recht zu erhalten, und wer weiß, was die nächste Zukunft bringt.

Aber wie dem auch sei, die Schaffung einer neuen Ordnung muß jetzt von der Regierung in die Hand genommen werden, wenn gewaltsame Umwälzungen vermieden werden sollen. Die Stürmer, und solche giebt es auch in Persien, verlangen zunächst nur Freiheiten und glauben, daß sich das andere von selbst finden werde. Und hierin liegt wieder eine arge Täuschung, denn zur Verwaltung eines freien Landes sind andere Beamte nötig als die, über welche die persische Regierung gegenwärtig verfügt.

Von einer einheitlichen Regierung ist in Iran über-



haupt keine Rede. Jeder Verwalter einer Provinz ist ein Satrap für sich, der sein Gebiet nach eigenem Gutdünken regiert, vor allem nur an die Eintreibung der Steuern denkt und Gehorsam verlangt.

In Teheran besteht allerdings seit ein paar Jahren eine höhere Beamtenschule, aber die Zöglinge derselben treten fast ausschließlich nur in den diplomatischen und Konsulardienst, so daß die Verwaltungsbeamten immer noch dem alten Schlage angehören. Dam verlautet, daß der Schah beabsichtige eine größere Anzahl junger Leute auf Staatskosten zum Besuch verschiedener Hochschulen nach Europa zu schicken, aber es werden Jahre vergehen, bis diese zurückkehren und in die Aufbesserung der Verwaltung eingreifen können. Vor allem wird es also in Persien an Männern fehlen, die zur Durchführung einer wirklichen Verbesserung der dortigen Zustände die nötigen Kenntnisse und die nötige Schulung besitzen. Selbst wenn man den guten Willen, die angeborene Intelligenz und die Vaterlandsliebe vieler aufgeklärter Perser hoch einschätzt, ist von ihren Mühen und Bestrebungen einstweilen noch nicht viel zu erwarten und die persische Volksvertretung wird bis auf weiteres nur eine Vorarbeit vollbringen können und die wirkliche Verjüngung des Landes dem kommenden Geschlecht überlassen müssen.

Bis dahin wird wohl das notwendigste für die kulturelle Erschließung des umfangreichen Landes geschehen sein und dies sind Straßen und Eisenbahnen, die in Persien noch zu den Zukunftsträumen gehören. Von Eisenbahnen ist überhaupt noch keine Rede und wirkliche, fahrbare Straßen von größerer Ausdehnung giebt es im ganzen Lande nur zwei, von denen die eine von Rescht am Kaspisee nach Teheran und die andere von Dschulfa an der russischen Grenze nach Tabris führt. Im übrigen kennt Persien nur Saumpfade, die in den vielen zerklüfteten Gebirgen selbst für Pferde und Kamele Gefahren und Schwierigkeiten bieten. Sogar große Städte wie Isfahan und Schiras oder der Hafentort Buschir am Persischen Meerbusen sind schwer erreichbar und zahlreiche, im Innern und Osten des Landes gelegene Gegenden sind für gewöhnliche Reisende beinahe unzugänglich. Fast überall wird das Land von hohen und steilen Gebirgsketten durchzogen, dazwischen liegen umfangreiche, steinige und wasserlose Wüstenstrecken, auf denen meilenteils kein Baum zu sehen ist.

Bereinsamt und vergessen schlummern die einst volkreichen Städte im heißen Sonnenschein und was nützt es, daß schon seit zwanzig Jahren die Straßen Teherans im Gaslicht erstrahlen oder eine Straßenbahn den Verkehr zwischen den einzelnen Stadtteilen vermittelt, da doch außerhalb Teherans auf dem ganzen Lande noch das Mit-

telalter lastet! Der verstorbene Schah Nassirreddin hat viel getan für die Verschönerung und Aufbesserung seiner Hauptstadt, aber dem eigentlichen Lande kam nicht viel von seinen Neuerungen zu gute. Der jetzige Herrscher Persiens, Musaffereddin, ist ohne Zweifel von den besten Absichten für das Wohl seines Landes beseelt, seit seinem Regierungsantritt sorgt er für die Einführung gemeinnütziger Reformen, aber alles tritt nur langsam ins Leben und geht dem morgenländischen Schneckengang, der noch nirgends zum Fortschritt geführt hat. Persien kann gewiß nur durch einen kräftigen, alle Gemüter durchdringenden Ruf zu einer neuen Tätigkeit erweckt werden, und dies ist die Neubelebung seiner Regierung durch die Teilnahme einer Volksvertretung, was auch der Schah erkannt haben muß. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit leuchtet jedem Kenner Persiens ein und es wird von den leitenden Männern dieses Landes abhängen die Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihrer warten, aus dem Wege zu räumen. Unüberwindlich sind diese Hemmnisse nicht, aber ihre Beseitigung wird viel Zeit und Mühe kosten und wer der Meinung ist, daß schon in wenigen Jahren ein verjüngtes Persien erstet, wird eine arge Täuschung erleben. A. G.

Literatur und Kunst.

§ Singe und § Gude.

§ ist ebbes ums Singe!
Wann § Singe net wär,
wie wärs oft em Dbeds.
so öd und so leer!

Do singt mier sei Liedle
und freut se derbei,
und haune vis gsunge,
no sing- e no drei.

Mei Amei und andre,
Die kommet derzue,
und d'Nochbersleut rüemets,
wie schön daß es tue.

Und d' Buebe, die loset
zairst nomme vo fern,
no rucket se näher:
Die hairets so gern.

Bald stimmt se au mit,
no klingelts durch d' Gaf.
Der oi, der singt hauch
und die andere de Baf.

No geht mer mitnander
de Rirscheweg naus,
singt oi Lied ums ander,
des goht gar net aus.

Und viner vo dene,
Der spielt se zu mier,
und des ist der Säuberst
im ganze Revier.

Sait aber koi Wörtle,
er guckt me halt a'
und i guck in Bode
so guet e halt ka'.

Und denk in meim Gmüet drin
und gspüers i meim Bluet:
wie sind doch die Auge
so herzig und guet!

Mer lauft wieder eine,
mer gspassel und lacht,
no gohts ausenander,
no sait mer gotnacht.

Jetzt lueget die Auge
au nomol noch mier,
i guck au so halbe
no schäm-e me schier.

§ ist ebbes ums Singe!
Wann § Singe net wär,
wie wärs doch em Dbeds
so traurich und leer!

Der Wilderer.

Von Maurice Level.

Er hieß Madef und war ein schöner Bursche, kräftig und nervig. Im Frühling arbeitete er auf den benachbarten Pachtböfen und führte die Pferde auf die Weide. Wenn das Getreide auf den Feldern reifte, vermietete er sich zur Ernte.

Den ganzen Tag stand er unter den Garben, die sich im Winde neigten, und mähte, während der Schweiß von dem geöffneten Hemd tropfte, die Aehren, die langsam die Köpfe senkten und dann zur Erde sanken. Doch wonach er blickte, das waren nicht die dünnen Stengel, die sich mit langem Krauschen niederlegten, das war die nackte, stellenweise braunschimmernde Erde, in welcher in der warmen Sonne in den Furchen die Vögel ihre Nester bauten. Seine schweren, mit Erde beschmutzten Holzschuhe vermieden die junge Brut, er wich sanft zurück, wenn die kleinen Rebhühner unter seinen Schritten fortzufliegen versuchten und wie toll umherliefen, und man konnte dann in seinen klaren Augen gleichsam einen sanften Blick wahrnehmen, der den Tierchen folgte und freundlich auf ihren Nestern ruhte.

Und dennoch war er ein durchtriebener Wilddieb, von allen in der Gegend gekannt und von den Jägern auf zehn Meilen in der Runde gefürchtet.

Sobald an den Mauern des Dorfes im Monat August die Plakate mit den Anzeigen über die Jagderöffnung erschienen, stellte er seine Arbeit ein und streifte durch die Wälder, denn er kannte besser als jeder andere den Zufluchtsort aller Tiere: die Erdhöhlen der Kaninchen, den Buchweizen, in welchem die Fasanen schliefen, und die fette Luzerne, in welcher die Rebhühner, die Wachteln und die Lerchen sich niederließen.

Senkte sich dann die Nacht hernieder, dann eilte er in den Wald, die Rege und Schlingen unter der Jacke, und erreichte seine Wohnung, mit dem Ergebnis seiner Jagd beladen, erst in der kühlen Stunde, wo die Sonne am Horizont aufstieg und den Himmel vergoldete, während die schwachen Sterne zu zittern begannen und mit dem Verlöschen des Mondlichts erstarben.

Zwei- bis dreimal hatte man ihn auf frischer Tat ertappt; er hatte sich fassen lassen, ohne Widerstand zu leisten, und sich darauf beschränkt, dem wütenden Feldhüter ins Gesicht zu lachen.

„Es ist schade, ich hatte eben einen ganzen Schwarm junger Fasane entdeckt und dazu noch einen Rehbock mit seiner Zicke und seinen Jungen. Ich würde es Euch sagen, wo sie sind, aber ihr würdet sie ja doch nicht finden.“

Dann kam er vor Gericht, wurde verurteilt und jagte zu den Gendarmen, die ihn fortführten:

„Das ist keine Schande; außerdem—was wollt Ihr—ich hab's im Blut, ich liebe die Jagd.“

„Nun warum kaufst Du dir denn keinen Erlaubnischein?“

„Wozu denn? Dann ist ja alles bewacht, das macht mir keinen Spaß.“

Einmal fragte man ihn: „Du liebst die Feldhüter wohl nicht besonders?“

Da erwiderte er, den Kopf schüttelnd: „Ach was, sie üben ihren Beruf aus, und dafür werden sie bezahlt.“

Kaum hatte er das Gefängnis verlassen, so zog er wieder in den Wald und ging dann mit doppelter Geduld und Klugheit vor.

„Ja, wirst Du Dich denn nie bessern?“

„Warum, ich schade doch nur mir . . . ja, wenn ich verheiratet wäre . . .“

Während seine schöne Jugend, seine Kraft, seine Gewandtheit den Mädchen den Kopf verdrehten, vergaßen die Männer des Dorfes seine Streiche und seine Diebereien über seiner Gutmütigkeit, seiner Gefälligkeit und seiner Freundlichkeit.

Trotzdem hatte er einen Feind, einen Gutsherrn, der sich den Spaß machte, ihm von seinen Feldhütern nachspüren zu lassen und ihn vor die Gerichte zu schleppen.

Er tritt sich oft mit ihm.

„Aber, Herr Graf, aus gestatteter Jagd mache ich mir nichts, und es will mir auch nicht in den Sinn, daß man den Wald absperren darf. Das Wildpret gehört jedermann, genau wie die Sonne des lieben Gottes jedermann gehört. An dem, was auf Ihren Feldern wächst, haben Sie doch genug; da können Sie doch auf das verzichten, was darüber fliegt oder was durch die Stoppeln läuft.“

„Das ist aber einmal so das Gesetz, Madef, das Gesetz, und so lange man es nicht geändert hat, mußt Du ihm gehorchen. Ich sage es Dir vorher, ich habe Befehl gegeben, auf die Wilddiebe zu schießen.“

„O nein, das werden Sie nicht tun.“

II.

Eines Nachts, als er den Wald durchstreifte, sah Madef aus einem Baumdickicht ein Licht hervorschimmern.

Es krachte ein Schuß, und dann fielen auf die Blätter und Zweige Bleikörner nieder.

Auf seine Kraft vertrauend, wollte er vorstürzen und mit gesenktem Haupte auf den Angreifer zu rennen, ahnte aber instinktiv die Gefahr. Er war waffenlos und erkannte, man würde ihn wie einen Hund niederknallen. Mit drei Sägen war er im Dickicht, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, und kehrte lange vor Tagesanbruch in sein Haus zurück.

Jetzt wurde die Sache böse. Wenn er noch einmal wilderte, schoß man ihn zum Krüppel oder, was noch bedenklicher war, er mußte seinem Zorn freien Lauf lassen und sein Gewehr benutzen. Dann handelte es sich nicht mehr um ein paar Tage Gefängnis, dann drohte ihm der Schwurgerichtshof, und die Richter würden ihn als Mörder behandeln.

Nein, nein, das wollte er nicht, das nicht.

Er hörte auf, durch die Ebene zu streifen, machte sich wieder an die Arbeit und schien das Wildern vergessen zu haben. Um dieselbe Zeit verliebte sich die Tochter eines Pächters in ihn. Da er vernünftig geworden war und schließlich kein Faulenzer, so fand die Hochzeit statt.

Als Mitgift bekam sie ein Häuschen mit, ein Gärtchen, einige Morgen Land. Seine Felder waren fruchtbar, und sein Leben gestaltete sich ruhig und sorgenlos. Man erinnerte sich kaum noch seiner Streiche.

Er glied allen ordentlichen Bauern, die sich Sonntags in der Laube des Wirtshauses bei einem Becher Weißwein niederließen und von dem allzu reichen Regen oder der allzu heißen Sonne plauderten. Er hatte sich sogar einen Jagdschein gekauft, von dem er übrigens nur wenig Gebrauch machte. Zwei- oder dreimal in der Jahreszeit machte er sich den Spaß, einen Fasan zu schießen, der sich auf sein Buchweizenfeld verirrt, oder eine Amsel die sich auf irgend einen seiner Bäume nieder-

gelassen hatte.

Abends erinnerte er sich gern scherzend an seine früheren Wilddiebereien; wie er im Mondschein auf dem Anstand stand, wenn die Hasen sich in seine Schlingen oder ganze Vogelschwärme mit lautem Flügelrauschen in seine Netze verirrten.

Doch wenn man ihn an den Schuß in jener Nacht erinnerte, dann wurde seine Miene hart, und er preßte die Zähne zusammen:

„Ich habe nie jemand etwas zu Leide getan, aber der, der das getan hat . . . Man hat doch nicht das Recht, einen Menschen wie ein Kaninchen niederzuknallen.“

III.

Eines Abends, als er aus der Stadt zurückkehrte, bemerkte er auf dem Felde in der Nähe seines Hauses jemand, der forschend um das Gebäude herumtschlich. Der Fremde blieb nach einer Weile unbeweglich stehen und setzte sich dann wieder in Bewegung. Sofort dachte Madef:

„Sieh, sieh das ist sicher ein Wilddieb.“

Weit mehr aus berufsmäßiger Neugier, als um den Burschen zu überraschen, begann er ihm zu folgen, und murmelte dabei zwischen den Zähnen:

„Wer kann das sein . . . der lange Pierre . . . Jean, der Schuhmacher? . . .“

Plötzlich aber konnte er dem Manne ins Gesicht sehen. Es war kein Bauer, und es war auch kein Wilddieb. Es war der Schlossherr mit den schrecklichen Feldhütern, der auf ihn hatte schießen lassen.

Unbeweglich blieb er stehen und fragte sich: „Warum geht er denn hier um diese Zeit spazieren . . . auf Wilddieberei ist er doch nicht aus . . . auf vierhundert Meter in der Runde ist kein Haus außer dem meinigen, als wollte er zu mir!“

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Sollte er etwa zu mir kommen wollen, wenn ich fort bin?“

Langsam legte er sich in das hohe Gras, kroch über die feuchte Erde, öffnete geräuschlos die Tür und trat ein.

Seine Frau saß nährend am Herde und erwartete ihn. Mit scheinbar gleichgültiger Miene fragte er: „Hast Du den Grafen lange Zeit nicht gesehen?“

Sie wurde ein wenig rot.

„Doch, er war vorhin hier.“

„Was wollte er denn?“

„O, nichts . . . Er kam im Vorbeigehen herein . . . Er war bereits letzten Sonnabend hier, doch ich hatte Dir nichts gesagt, weil ich weiß, daß Du ihn nicht besonders liebst.“

„Ach was, alte Geschichten . . .“ Dann richtete er sich auf. „Ich wette, er macht Dir den Hof . . . O, das wundert mich nicht . . . Du bist die hübscheste Person im Dorfe . . .“

Er schwieg, stopfte seine Pfeife, hielt die Füße an die Holzscheite und begann zu überlegen. So sicher er seiner Frau auch war, so stieg doch ein dumpfer Verdacht in ihm auf. Er betrachtete sie, wie sie mit etwas vorgeneigtem Kopf unter der Lampe saß, und es schnürte sich ihm das Herz bei dem Gedanken zusammen, ein anderer könne sie ihm rauben.

Es herrschte ein dumpfes Schweigen. Endlich faltete die Frau ihre Arbeit zusammen, legte ihre Nadel weg und erhob sich.

„Leg' Dich schlafen!“ sagte sie.

„Ich rauche nur meine Pfeife zu Ende und komme nach.“

Er hörte sie die Treppe hinaufgehen und im Zimmer hinschleichen. Dann verstummte jedes Geräusch. Nun ging er zum Fenster und schlug die Gardine zurück.

IV.

Im Lichte des Mondscheins, in welchem sich die Sträucher tiefschwarz von dem weißen Erdboden abhoben, sah er den Schatten, der eben neben einem Baumstamme stehen geblieben war. Er stieß ein stummes Lachen aus, nahm sein Gewehr von der Wand, steckte eine Patrone in den Lauf, nahm die Büchse unter den Arm und verließ leise das Zimmer.

Der Schatten stieg über eine Hecke, doch in demselben Augenblick begann ein Hund zu bellen, und der Schatten blieb stehen.

„Wer ist da?“ rief Madef.

Keine Antwort.

„Wer ist da?“

Der Hund bellte mit wütender Stimme, während eine Stimme in der Hecke knurrte:

„Elende Bestie!“

Madef erhob sich, zielte und gab Feuer. Ein lauter Schrei erhob sich in der Nacht. Mit einigen Sägen war der Bauer an der Stätte, von der der Ruf gekommen war. In Staube des Weges wälzte sich der Verwundete fluchend, stöhnend, sich die Seite reibend. Madef hatte sich über ihn geneigt. Er nahm seine Mütze ab und sagte, sich den Kopf kratzend:

„O, ich bin recht untröstlich, Herr Graf, daß ich Sie so arg zugerichtet habe . . . hätte ich wissen können, daß Sie das sind . . . Noch ein wahres Glück, daß ich nur mit Schrot geladen habe . . . Ich hatte Sie für einen Wilddieb gehalten und jetzt, wo ich ein ordentlicher Mensch geworden bin, hüte ich meine Jagd und lasse keinen Spitzbuben in mein Gehege.“

Man hat nie in der Gegend erfahren, warum der Graf einige Tage lahmt, und warum Madef nicht mehr ärgerlich wird, wenn man ihm von dem Feldhüter erzählt, der auf ihn geschossen hat.

Die zweite Frau.

Von P. Grünfeldt.

Es sind noch zwei Wochen bis St. Georg. Da um diese Zeit neue Diensthöten angenommen werden, schickt Noowidu Zuri seine junge Frau früher heim, damit sie den Haushalt und die Wirtschaft kennen lernen könnte. Darum feiert man im Noowikugesinde Hochzeit — fröhliche Hochzeit.

Eine Mahlzeit folgt auf die andere. Kein Hochzeitsgast kann jagen, wie oft man am Tage ißt, es kümmert sich auch niemand darum, ob er sechs- oder achtmal täglich speist.

„Ein guter Magen kann viel vertragen,“ sagen die Leute, und Bier und Branntwein gehen fortwährend in die Munde. Nimmt mancher zu viel davon zu sich, so geht er auf den Heuboden und schläft sich aus. Bekommt jemand Leibschmerzen — nun, welche Hochzeit kann man ohne dieses Übel feiern?

Es wird auch getanzt. Erst tanzt man im Zimmer, als es dort jedoch zu heiß wird, geht man hinaus auf den Rasenplatz. Dort wird weiter getanzt. Die jüngeren drehen sich paarweise, die älteren Männer, die „benebelt“ sind, hüpfen allein.

„Sviha, Hochzeit!“

Ziehharmonika, Geige, und das Jauchzen, das man schon in einer Entfernung von ein paar Werst hören kann, verkünden, daß hier Hochzeit gefeiert wird; das zeigt auch die Fahne, die auf dem Hause weht.

Jüris Kinder fassen die Stiefmutter an der Schürze, führen sie zum Speicher und von dort in den Stall und in den Garten usw.; sie wollen ihr alles zeigen und schwagen dabei fortwährend.

* * *

Seit frühlich mit den Fröhlichen — weinet mit den Weinenden.

Vor ungefähr einem Vierteljahr waren fast alle, die jetzt auf der Hochzeit jauchzen, ebenfalls in Noowiku beisammen gewesen, aber damals feierten sie keine Hochzeit, sondern sie begleiteten einen lebensmüden Wanderer zur letzten Ruhestätte.

Der Herr ruft alle Mühseligen und Beladenen zu sich; auch die selige Noowiku Mari war eine solche gewesen. Sie murrte und klagte nie über ihr Los, obgleich alle Dorfbewohner wußten, daß ihr Mann sein Pferd besser behandelte als sein Weib. Man munkelte sogar, daß Jüri seinen Hof schon längst verloren hätte, wenn Mari nicht gewesen wäre. Trotz ihrer kleinen Statur leistete sie viel mehr Arbeit als die anderen Bauerwirtinnen dort in der Umgegend.

Als Mari zur Brautlehre war, sagte ihr der alte ehrwürdige Pastor:

„Eine Bauerwirtin kannst du wohl nicht werden, Töchterlein, dazu bist du viel zu zart und klein. Eine Bauerwirtin muß kräftig sein, denn sie muß die meisten Arbeiten im Hause verrichten.“

Aber doch wurde Mari eine Bauerwirtin, und sogar eine vortreffliche!

Ihr Mann nahm eine Magd niemals auf ein ganzes Jahr an. Im Winter mußte Mari mit dem Knecht das Vieh und die Pferde beschicken; man sah sie den ganzen Tag zwischen dem Hause und dem Stalle hin und her laufen, auf dem Hof umherwirtschaften und in einem großen Zuber mit dem Knechte aus dem Brunnen Wasser tragen. Sogar die Knechte fanden die Arbeit für zu schwer und sagten:

„Hol's der Henker, ein solches Brot beraubt uns unserer Gesundheit!“ und zu St. Georg gingen sie weg. Nur Mari konnte nicht weggehen — sie war ja die Wirtin.

Noowiku Jüri war auch Gemeinde-Ausschußglied.

Nach jeder Gemeindeversammlung gingen die Männer ins Wirtshaus — so war es Sitte. Jüri war eigentlich kein Säuser aber in Gesellschaft trank auch er gern — was konnte es schaden! Wenn er spät abends angeheitert nach Hause fuhr, hütete er sich trotz seiner Müdigkeit vor dem Einschlafen. Er hatte in der Welt schon vieles gesehen und gehört und wußte auch, wie mancher, der eingeschlafen war, vom Schlitten gestoßen und seines Pferdes beraubt worden war. Diese Angst ließ ihn nicht einschlafen.

Wenn er dann mit heißem Kopf und doch vor Kälte zitternd an Mari dachte; die jetzt zu Hause in ihrem warmen Bett schlief, stieg der Ärger in ihm auf und wurde um so größer, je mehr er daran dachte.

Kam er zu Hause an und fand, daß Mari wirklich schlief so steigerte sich sein Ärger zur Wut.

„Was schläfst du!“ schrie er dann und drohte ihr mit der

Peitsche. „Ich zittere draußen vor Kälte, und du schläfst hier wie eine Kage im Nest. Schnell aus dem Bett heraus und spanne das Pferd ab!“

Wollte Mari ihm nicht gehorchen, so bekam sie Schläge.

„So, du bist noch widerspenstig!“ schrie er, „Da hast du eines, noch, eins noch, noch! Nun, kommst du jetzt auf die Beine?!...“

Als der Knecht es im Dorfe erzählte, kam die Neopalubäuerin, die beste Freundin von Mari, und fragte, wie sie es bei einem so böshafsten Manne aushalten könne. Da antwortete Mari:

„Gott hat mir dieses Kreuz auferlegt — darüber darf ich nicht murren.“

Sie murrte auch nicht, sondern tat alles, was Jüri wollte, und was im Hause nötig war.

Als sie in einer Winternacht bei strengem Frost und Nordwind mit leichten Kleidern das Pferd beschickt hatte, fühlte sie, wie ihr die Kälte durch den ganzen Körper drang.

Mit großer Mühe brachte sie das Pferd in den Stall, dann kam sie ins Zimmer und kroch ins Bett. Jüri hatte sich mitten hineingestreckt, und sie mußte mit dem Bettrand zufrieden sein.

Aber sie stand nicht wieder auf. Am andern Morgen hatte sie heftiges Fieber und phantasierte ohne Unterlaß. Jüri brummte und ärgerte sich wohl darüber und sagte, daß es nur Verstellung sei, aber es half alles nichts. Erst am dritten Tage, als die Krankheit schon sehr vorgeschritten war, befolgte er den Rat der Neopaluwirtin und ging zum Arzt.

Der Arzt kam.

Nachdem er die Kranke sorgfältig untersucht hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und sagte ernst:

„Hier kann nur Gott helfen!“

Und wahrlich — Gott hilft allen, die ihn anrufen. Am folgenden Tage schloß sie ihre Augen für immer.

Nun war Jüri wie von Sinnen, nicht weil er sein Weib so lieb gehabt hätte, sondern weil der Tod ihn seiner demütigen Mari beraubt hatte . . .

Aber es dauerte nicht lange, da war Jüri wieder auf Freiersfüßen. Doch kein Mädchen wollte Noowikuwirtin werden — alle wußten ja, wie grausam er seine Frau behandelt hatte. Wie konnte die zweite Frau etwas besseres erwarten.

Doch wer da sucht, der findet.

Die letzte, bei der Jüri ansprach, war die Soku-Liisa, ein großes, starkes Mädchen von ungefähr dreißig Jahren. Früh hatte sie ihre Eltern verloren und von der zartesten Jugend an als Dienstagd bei Fremden dienen müssen — überall treu und redlich. Jüri verstand ihr seine Lage im besten Licht darzustellen und zu schildern, wie nötig er ein Weib, und seine Kinder eine Mutter hätten. Dazu gelobte er auch der Liisa, daß er ihr der beste Mann sein wolle. Sie nahm ihn an.

Und heute feiern sie Hochzeit — fröhliche Hochzeit.

Singet und jauchzet, ihr Mädchen! Das Leben ist kurz. Auch die selige Mari hat zu ihrer Zeit lustig getanzt und fröhlich gesungen! . .

* * *

Das Noowikugesinde hat eine tüchtige Wirtin bekommen. Liisa kannte die Arbeit und verstand alles. Die drei kleinen Mädchen, welche die selige Mari hinterlassen hatte, waren immer rein und ordentlich gekleidet. Liisa fragte Jüri niemals um

Rat, sie wußte schon selbst, was zu tun war.

Gerade das ärgert Jüri, denn er will, daß man ihn als den Hausherrn ehren soll.

„Was ist das für ein Weib, das von ihrem Manne weder Rat noch Hilfe sucht,“ brummt er, „sie will damit zeigen, daß kein Wirt im Hause ist,“

Sieht er noch die spiegelblanken Fenster und saubern Diele, dann dreht sich sein Herz im Leibe, denn nirgends findet er eine Ursache, weswegen er mit seinem Weibe Streit suchen könnte.

An einem Mittag kommt er nicht zu Tisch. Er setzt sich vor dem Hause auf den Rasenplatz und raucht seine Pfeife.

„Jüri!“ ruft Liisa in der Zimmertür, „weshalb kommst du nicht essen?“

„Eben will ich nicht,“ antwortet er verdrießlich.

Nun, so stelle ich Brei und Milch in die Speisekammer; bekommst du Hunger, so kannst du beides von dort nehmen,“ sagt sie und verschwindet.

Jüri knirscht mit den Zähnen.

Mari war immer, wenn sie seine schlechte Laune bemerkt hatte, zu ihm gekommen, dann hatte er ihr alle ihre bewußten und unbewußten Sünden aufgezählt, und sie hatte alles ganz ruhig hingenommen. Sie weinte und bat so lauge, bis Jüri wieder gut wurde. Hatte er ihr endlich alles gnädig vergeben, so fühlte er sich wie ein König, der eine Gnadenproklamation erlassen hatte.

Aber Liisa — Liisa kümmerte sich nicht um ihn. Ihr schien es ganz gleichgültig zu sein, ob ihr Mann ärgerlich war oder nicht. Jüris Blut fing an zu kochen.

„Warte nur, ich werde dich schon klein kriegen, so daß ich dich um den Finger wickeln kann,“ murmelt er und knirscht noch grimmiger mit den Zähnen.

* * *

Der Winter ist ins Land gekommen. Jüri ist heute im Gemeindehause. Natürlich besucht er nach der Versammlung auch das Wirtshaus. Fährt er dann in der Nacht nach Hause, so steigert sich seine Wut, die er wochenlang verbissen hat.

„Heute werde ich aber der Liisa zeigen,“ brummt er und dreht ingrimmig die Peitsche. Zu Hause angekommen, läßt er das Pferd vor der Tür stehen und stürmt mit lautem Gepolter in das Hinterzimmer, wo Liisa unter der warmen Decke schläft.

„Was schläfst du?“ ruft er. „Ist das auch eine Art? Ich muß draußen vor Kälte zittern und du liegst wie hier ein Bär. Steh schnell auf, geh hinaus und spanne das Pferd ab!“

Liisa rührt sich nicht.

„Hörst du nicht!“ schreit Jüri von neuem und sticht sie dem Peitschenstiel.

„Was willst du?“ fragt sie nun und gähnt.

„Was ich will?“ donnert Jüri. „Steh auf und spanne das Pferd ab!“

„Das ist nicht meine Sache,“ antwortet Liisa ruhig. „Konntest du das Pferd anspannen, dann kannst du es auch abspannen — darum werde ich mich nicht ankleiden.“

„Was?!“ schreit der Mann durch ihr Widersprechen noch wütender gemacht, „du widersprichst mir,“ Weißt du, die selige Mari durfte das niemals tun. Aber jetzt sehe ich, was für ein Lump mich betrogen hat!“

„Jüri,“ sagt Liisa, und richtet sich im Bett auf, ich habe dich

in keinerlei Weise betrogen, wie du eben gesagt hast. Wenn jemand von uns den andern betrogen hat, dann bist du es wohl. Denn du bist es gewesen, der mir sein Haus so traurig geschil- dert und der es mir versprochen hat, besser zu werden, so daß ich trotz alles schlechten Geredes dich doch angenommen habe und hier Wirtin geworden bin. Ich war wohl nur eine Dienstmagd, als ich herkam, aber so wie die selige Mari demütigte ich mich nicht vor dir. Ich bin nicht deine Sklavin, sondern dein Weib.“

Jüri zitterte vor Zorn.

„Ach so,“ keuchte er, „du willst mich nicht fürchten, du!“

„Ich fürchte niemand,“ sagte sie gelassen. „Wenn einer von uns unbedingt Schelte verdient, so so bist du es wohl, der du im Wirtshause dein bißchen Verstand vertrunken hast!“

„Ach so, ein gutes Maulwerk hast du auch noch!“ schrie Jüri wie ein Besessener. „Da hast du eines, nimm!“

Und die Peitsche, die er schon früher drohend erhoben hatte, fiel auf Liisas Nacken.

Aber nur einmal — denn wie der Blitz ist Liisa aus dem Bett gesprungen, hat die Peitsche erfaßt, mit dem Stiel Jüri ins Gesicht geschlagen, sie zerbrochen und weggeworfen. Dann faßt sie mit fabelhafter Geschwindigkeit den bestürzten Mann beim Kragen, schmeißt ihn ins Bett und hält ihn trotz allen Zappeln eine Weile fest.

Die Kinder sind durch den Lärm aufgewacht und sehen nun ängstlich zu, was Vater und Mutter machen. Als die Peitsche knallte, hatten sie ihre Köpfe unter der Decke verborgen, aber da sie sehen, daß Mutter siegt, lugen sie wieder dreister hervor.

„Du sollst dich schämen, mich so zu reizen, daß ich meine Hand an dich legen muß,“ sagte sie keuchend. „Ein andermal versuche nicht wieder mit mir anzubinden, denn ich verstehe keinen Spaß; du siehst doch, daß ich dir überlegen bin. Ich habe nicht umsonst starke Knochen — ich verstehe sie auch zu gebrauchen!“

Dann gibt sie den stöhnenden Mann frei, geht in das Vorderzimmer und schießt den Knecht hinaus, das Pferd abzuspinnen und in den Stall zu bringen.

Als sie zurückkommt, schnarcht der schlaue Mann ganz laut . . .

Am andern Morgen berührt Jüri mit keinem Wort den Vorfall in der Nacht — er ist wie umgewandelt. Es scheint, als habe er alles vergessen.

Auch Liisa spricht darüber nichts. Und sonderbar, von diesem Tage an hat Jüri alle unnütze und neidische Streitsucht vergessen. Er hilft seinem Weibe überall, und niemals hört man aus seinem Munde ein schlechtes Wort.

Im Wirtshause bleibt er auch nicht lange und trinkt nicht viel. Wenn er nach Hause kommt, spannt er das Pferd selbst ab und bringt es in den Stall; dann kommt er leise ins Zimmer, sucht sich aus der Speisekammer sein Essen, ißt und legt sich ruhig neben Liisa hin.

Als die Leute durch den Knecht von dieser Veränderung erfahren und sich darüber ihre Köpfe zerbrechen, nickt die Reo- palubäuerin mit dem Haupte und sagt ganz selbstbewußt:

„Liisa ist gewiß bei einem Schwarzkünstler gewesen.“

Aus aller Welt.

Das Erdbeben in Valparaiso.

Die furchtbare Erderschütterung, die den Haupthafen des Landes, Chili Valparaiso heimgesucht hat, hat auch die 100 km landeinwärts gelegene Hauptstadt der Republik Santiago schwer betroffen. Es liegen darüber folgende Nachrichten vor: Donnerstag abends 8 Uhr wurde Santiago von einem Erdbeben heimgesucht, das ungefähr 3 Minuten dauerte. Brände, die an verschiedenen Stellen ausbrachen, wurden sofort gelöscht. Auf das Erdbeben folgten starke Regengüsse. Fast die Hälfte der Einwohner lagerte während der Nacht auf den Plätzen und Straßen der Stadt. Der Handelsverkehr ruht vollständig. Ein aus Santiago vom 18. August, abends 7 Uhr 40 Minuten, datiertes Telegramm besagt: Die Stadt ist seit 41 Stunden von allen Verbindungen abgeschnitten. Noch immer treten dort Erdbebenstöße von geringerer und mittlerer Stärke auf. Die Zahl der in Santiago Getöteten beträgt nach einer amtlichen Feststellung, die die Londoner „Trib.“ veröffentlicht, 55, während Hunderte verletzt wurden. In allen Stadtteilen Santiagos ist Schaden entstanden. Der erzbischöfliche Palast, das Palais des Ministeriums des Innern, das Kongreßgebäude, das Stadthaus, die Nationalbibliothek, die Universität und die Militärbaraken erlitten schweren Schaden, ebenso zahlreiche Kirchen. Der durch das Erdbeben in der Hauptstadt angerichtete Schaden wird auf 1,200,000 Pfd. Sterling geschätzt.

Die Stadt Valparaiso ist nach den neuesten Privatmeldungen in dichten Rauch gehüllt, aus denen die Flammen der brennenden Gebäude schlagen. Die Wasser- und Beleuchtungsanlagen sind frühzeitig zerstört worden. Dabei wiederholten sich die schrecklichen Szenen San Franciscos, als die Flammen unbehindert weiterfräßen. Die Höhenzüge um die Stadt widerhallten von den Schreckensrufen der Heimgesuchten. Wegen abermaliger Erdstöße konnte das Rettungswerk noch nicht begonnen werden. Es scheint, daß im Gegensatz zu San Francisco in Valparaiso alles den Kopf verloren hat. Am 16. August wurden dort bis Abends 82 Erdstöße verspürt. Der größte Teil der Häuser in Valparaiso ist zerstört oder beschädigt. Die Verluste werden auf 50 Millionen Pfund Sterling veranschlagt. Die Zahl der Toten soll 2000 betragen. Den meisten Schaden richtete das Feuer an, welches nach dem ersten Erdstoß ausbrach. Die Lebensmittel sind sehr spärlich. Das Liter Milch kostet zwei chilenische Dollars. Die Fleischpreise sind ähnlich hoch. Die auf die Hügel des Parks gesüchtete Bevölkerung leidet sehr, da die Nächte kalt sind, und heftiger Wind weht. Herbeigerufenes Militär erschoss sämtliche Leute die zu plündern versuchten. Die Ortschaften Vina, del Mar, Quilque und Limache in der Nähe von Valparaiso sind zerstört. Die chilenische Gesandtschaft, sowie das Staatsdepartement zu Newyork sind noch ohne direkte Nachricht von Valparaiso.

Nach den bisher bei den Hamburger Firmen eingetroffenen Kabelmeldungen scheinen die Verluste Hamburgs in Valparaiso weniger bedeutend zu sein. Das Geschäftshaus von Gebrüder Borwerk u. C. ist unbeschädigt geblieben, und die Angestellten sind wohlhau. Dasselbe gilt von Weder u. Steinle, deren Privathaus im Europäer Viertel allerdings vom Feuer ergriffen worden ist. Casar Wehrhahn teilt mit: Iquique ist gänzlich verschont worden. Gebäude und Personal in Valparaiso sind unversehrt. H. Fölsch u. Co. bestätigen dies. Carlos Brand erhielt die Nachricht, die Gebäude der Firma seien etwas beschädigt worden. Der Schaden der europäischen Firmen, die sich größtenteils im Hafenteil befinden, sei nicht sehr belangreich. Die Verluste der Firma Daube, Henckel u. Co. seien nicht groß. Die anfangs verbreiteten Nachrichten werden für übertrieben gehalten. Wie in Berlin von berufener Seite mitgeteilt wird, hat die Direktion der elektrischen Straßenbahnen von Valparaiso, deren Aktien sich zum größten Teil im Besitze der Deutsch-Überseeischen Elektrizitätsgesellschaft befinden, ein Telegramm aus Valparaiso erhalten wonach die Wasserkraftanlagen, sowie die elektrischen und maschinellen Anlagen, die Straßenbahnlinien, die Wagen und die Wagenhalle unbeschädigt geblieben sind, und nur die Werkstätte, das Gebäude der Reservestation, die Akkumulatorenbatterie, die Bogenlampen für die Straßenbeleuchtung und der Leitungsdraht mehr oder weniger stark gelitten haben. Alle Beamte sind unversehrt geblieben.

— **Kinder für die Straßenreinigung** heranzuziehen, hat man während den letzten Wochen in Newyork versucht, und zwar Kinder aus den Armenvierteln der östlichen Stadtteile. Der Versuch soll einen sehr guten Erfolg gehabt haben. Während

der ganzen Zeit sprengten und segten 10,000 Kinder die Straßen sehr gewissenhaft, so daß die Straßen sauberer waren als je. Eine weitere Folge des Experiments war, daß viel weniger Kinder als sonst wegen Bettelerei und Herumstrolchens von der Polizei abgefaßt wurden.

— **Die Bevölkerung des Deutschen Reiches** ist nach dem Stande um Mitte d. J. auf 61,102,000 Köpfe berechnet. Da die Volkszählung vom 1. Dezember 1905 nach der vorläufigen Feststellung eine Bevölkerungszahl von 60,605,183 ergeben hatte, hat in den letzten sieben Monaten eine Zunahme um nahezu eine halbe Million stattgefunden. In zehn Jahren hat sich die Bevölkerung des Deutschen Reiches um 8,35 Millionen vermehrt in 20 Jahren hat sie um 13,47 Millionen zugenommen. Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat die Bevölkerungszunahme 20,1 Millionen Köpfe oder 49 v. H. betragen. — (Statist. Jahrbuch für d. deutsche Reich).

— **Ein armenischer Held.** — Nach elfjähriger Gefangenschaft hinter türkischen Kerkermauern ist es einem der glühendsten und unerschrockensten armenischen Patrioten gelungen, seinen Häsichern zu entkommen und nach Paris zu flüchten. Der Flüchtling führt bei seinen Landsleuten den Namen Murad, sie nennen ihn sogar den „Großen Murad“, weil er der mutigste und kühnste Organisator des Widerstandes der Armenier gegen das Türkenjoch gewesen war.

Mit seinem wahren Namen heißt der Ergesangene Hambartum-Bojadjan. In seiner Familie ist der Kampf gegen die Türken traditionell. Sein Bruder Jiriar brachte die Bewohner des Gebietes von Cilicien zum Aufstande. Fünfzehn Jahre sahdeten die Türken nach ihm, bis sie schließlich durch Verrat seiner habhaft wurden. Jiriar wurde in Gzad, einem Städtchen Kleinasiens, zum Tode verurteilt und gehängt. Zur Zeit der Hinrichtung Jirairs befand sich sein jüngerer Bruder, der nachmalige Held Murad, als Student der Medizin, in Konstantinopel. Unter den Armeniern Kleinasiens herrschte damals der Geist des Aufstandes; sie verlangten vergebens von der Pforte die Durchführung der im Berliner Vertrag vereinbarten Reformen und bereiteten sich nun zum Kampfe vor. Murad, durch die Hinrichtung seines Bruders zur Rache gereizt, rief unter den Armeniern in Konstantinopel eine Bewegung hervor, die ihren ersten blutigen Ausdruck in dem Putsch von Rum-Kapu fand.

Abdul Hamid ließ auf den Kopf des Anstifters Murad einen Preis aussetzen. Trotzdem hielt sich der armenische Revolutionär noch zwei Monate in Konstantinopel auf und organisierte die Partei weiter. Der Verhaftung nahe, entkam er nach Athen und wendete sich dann Saffun, der armenischen Stadt in Kleinasien zu, die nachmals durch die an den Armeniern verübten Massakers zur traurigen Berühmtheit gelangen sollte. Hier scharte Murad die waffenfähigen Armenier um sich. Mit schlechten Gewehren, Dolchen und Pistolen ausgerüstet, hielten sie der türkischen Kavallerie und dann der Infanterie Stand. Erst als der Sultan 50,000 Mann unter Bekki-Pascha absendete, konnte Saffun nach zwanzigtägiger Belagerung von den Türken zum Fall gebracht werden. Tausende von Armeniern fielen als Opfer.

Der Anführer Murad wurde gefangen und zum Tode verurteilt. Seine Hinrichtung konnte noch rechtzeitig durch die von Rußland und England nach Moskau gesendete Kommission aufgehalten werden. Murad und 150 Soldaten wurden von der

Kommission vernommen. Seine und der anderen Depositionen gelangten im französischen Gelbbuch und im englischen Blaubuch zur Veröffentlichung. Die Intervention der Mächte erwirkte die Umwandlung des Todesurtheils gegen Murad in lebenslängliche Gefangenschaft.

Murad wurde keine Härte der Strafe geschenkt. Zuerst wurde er zwei Tage barhäuptig der Sonne ausgesetzt. Sodann kamen Knütteliebe und Torturen aller Art, tagelange Entziehung der Nahrung und des Wassers. Und doch siegte seine Energie über alle Martern. Man schleppte ihn aus einem Gefängnis ins andere, zuerst nach Erzerum, nach Trapezunt, Istanbul und schließlich nach Tripolis. Hier verbrachte er volle elf Jahre hinter Kerkermauern. Vor einigen Monaten wurde er wegen seiner „guten Aufführung“ in der Stadt interniert, und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Es gelang ihm seine Wächter zu täuschen und nach Paris zu entkommen.

Die lange Kerkerhaft und die ausgedehnten Leiden haben den kaum 38-jährigen Mann in einen weißhaarigen Greis verwandelt. Doch seine Kraft und Energie haben sie nicht gebrochen. Murad übernimmt wieder die Führung der von ihm gegründeten Organisation der Hektischakisten, die neben dem national-armenischen Charakter einen stark sozialistischen Einschlag besitzt. (nach der „Lib. Zeitung“).

Lustige Gefe.

— Bettler: „O, guata Frau, könnte Se net anna arma' Mann helfa', der net blind ischt und net daubstumm ischt und kei Krippel oder dergleiche ischt, nur sich ehrlisch durchzubringa!“

— Aus dem Gerichtssaal. „Sie haben also ihren Spazierstock auf dem Kopfe des Zeugen entzweigeschlagen?“ — „Bitte, das macht gar nichts, Herr Richter, ich habe schon wieder einen neuen.“

— Vielsagend: „Sagen Sie nur, Herr Pfarrer, was soll ich denn tun, daß ich mit meinem Mann besser auskomm'?“ — „'s Maul halten und die zehn Gebote!“

Verantwortlicher Redakteur
und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Getauft: Dagmara Olga Torno, Eugen Georg Schröder, Adele Mathilde Hedeler.

Gestorben: Die Kinder: Albert Tränkle 1 Mon. und Adele Mathilde Hedeler, 1 1/2 Mon. alt.

Briefkasten der Redaktion.

Frl. W. in Manglis: Ihren Beitrag haben wir erhalten und, wie sie aus gegenwärtiger No. ersehen, z. T. bereits benutzt.

Herrn — in Katharinenfeld: Ihr Manuskript ist in unsern Händen. Da die von Ihnen behandelte Frage in einer Reihe fortlaufender Artikel behandelt werden soll, wird Ihr Aufsatz nach 2—3 Wochen erscheinen. Besten Dank; bitten um weitere frdl. Mitarbeit.

Herrn B. in Lawris: Bitten um weitere Mitteilungen. Die verlorenen Nummern werden nachgesandt werden.

Herrn K. in Abastuman: Die von Ihnen ausgesprochene Ansicht teilen wir völlig. Die Form der qu. Notiz war allerdings sehr ansehnlich. Beitrag eingegangen.

Für ein Agentur-Geschäft wird ein

LEHRLING

zum sofortigen Antritt gesucht.

Offerten in deutscher Sprache zu richten: Postfach № 93,



H. Zindel

Bambus u. Korbwaaren
Fabrik

Michaelstrasse № 35 (3)

Gut assortiertes Lager von
Salon- und Gartenmöbeln

Kinderwagen, Reisekörben, Etagèren und son-
stigen Korbwaaren.

(10—8)

W. KESSNER.

Bau & Möbeltischlerei

mit Maschinenbetrieb

empfiehlt sich.

Olgastrasse № 70, Eigenes Haus.

(10—4)

Spezialgeschäft

für *Kunstmaler- Utensilien* und *Photografi-
schen Artikeln.*

Bilder, Zeichnungen,
Rahmen, Schablonen,
Pinsel und s. w.

(10—9)

J. Heckeler

Vormals F. Tarassow

TIFLIS, Weljaminowskaja, 3, neben dem Stadthause.



Samen-Depôt



Larché

Gegr. 1872.

Gegr. 1872.

GEMÜSE, BLUMEN & GRAS-SÄMEREIEN

KATALOGE GRATIS.

TIFLIS, Michailowsky Prospekt № 6.

(10—6)

H. HILBERT u. FREY

Elisabethstrasse № 111, (10—9)

EISENGIESSEREI

fertigt billige und saubere GUSSARBEITEN aller Art.

ENERGIA

Kontor u. Lager von elektrischen u. technischen Artikeln
 gegenüber dem Kaukasischen Museum,
 übernimmt Installationen von elektrischen
 Lichtstationen und Kraftübertragungen,
 Einrichtung von Bergwerks-Mühlen und
 Ziegelei-Anlagen.

Kostenanschläge kostenfrei und billigst. (10—10)

Billiger Gelegenheitskauf.

Junge Hühner bester Racen [Spanier, Wyandotte, Langshan,
 Kolumbian, Plymouth—Rocks] werden wegen Platzmangels ver-
 kauft. Andrejewskaja 18, Haus Ramojeff, im Hofe.

D. S. Saradschew

Tiflis.

*Kaukasischer***COGNAC**

naturrein, übertrifft viele Sorten franzö-
 sischer Herkunft.

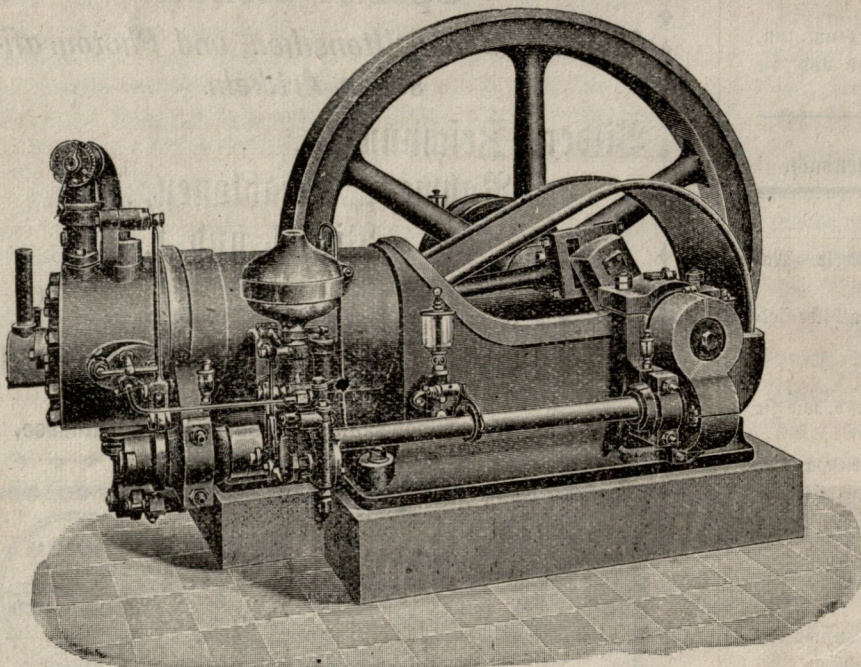
10—10

ANONNA Restaurant ersten Ranges
im Hause d. Artistischen Vereins.**Guter Frühstücks- u. Mittagstisch.**

Die Lokalräume werden bis 17° R. auf elek-
 trischem Wege ventilirt, weshalb das Restaurant dem
 verehrten Publikum während der Sommermonate
 besonders empfohlen wird.

10—10

J. I. Bondarenko.

**Rohnaphta-Motor**

System Otto-Haselwander der

Gasmotorenfabrik - DEUTZ**Besondere Vorteile:**

- Grosse Einfachheit
- Kein Anheizen des Cylinderkopfes
- Einfaches Ingangsetzen
- Billiger Betrieb. Verbrauch von Roh-
 naphta ca $\frac{3}{4}$ Pfund für die Pferde-
 kraftstunde.

Petrol, Gasolin-Motoren, Sauggasanla-
 gen, Naphtagas-Anlagen. Petrol-Loko-

mobilen, Pumpwerke, Motorboote. Mühlen, Oelpressen etc. etc.

Preislisten und Kostenanschläge gratis.

Über 77000 Motoren mit 570000 PS.

Gesamtliefertung in Betrieb.

(10—7),

Technisches Kontor MAX GIERSE
BAKU

Merkurjewskaja, Haus Nabatoff.